

0,70

BALTHASAR FISCHER

30 X

WAS NICHT IM
KATECHISMUS
STAND

St. Benno-Verlag G. m. b. H., Leipzig
in Verbindung mit dem
Verlag F. W. Cordier, Heiligenstadt

Balthasar Fischer
Was nicht im Katechismus stand

II. Bändchen

Herausgegeben von Bernhard Opfermann

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

Erfurt, den 17. Juni 1955

† Dr. Freusberg,
Weihbischof und Generalvikar



CAG

044

2005/1348

1955

Lizenzausgabe

mit Genehmigung des Paulinus-Verlages in Trier
nur für den Vertrieb innerhalb der
Deutschen Demokratischen Republik bestimmt

Lizenz-Nr. 480/151/55

Satz, Druck und Einband: F. W. Cordier, Heiligenstadt

Der einfache Christ, der seinen Gottesdienst tiefer begreifen lernen möchte, und deren gibt es gottlob immer mehr, braucht schlichte „Christenlehren“, die ihm die Weisheit der gelehrten Bücher in seine einfachere und herzhaftere Sprache übersetzen. Solche Volks-Christenlehren über Liturgie möchte dieses Büchlein vorlegen.

Daß es in der Diaspora, aber auch bei unserer katholischen Jugend freudig begrüßt und lebhaft diskutiert wird, ist mir vollkommen klar.

Die gestellten Fragen sind dem Leben abgelauscht, und Professor Balthasar Fischer hat sie nach und nach beantwortet.

Möge das Büchlein seinen bescheidenen Teil dazu beitragen, katholisches Volk erziehen zu helfen, und zwar „vom Altare her und zum Altare hin“.

Der Herausgeber

1. Warum sind an den Kirchenwänden zwölf Kreuze aufgemalt?

Ich glaube, es gibt ihrer genug, die gehen jahraus, jahrein am Sonntag fromm mit ihrem Gebetbuch unter dem Arm in die Kirche, aber daß in dieser Kirche an den Wänden Kreuze aufgemalt sein sollen, davon haben sie noch nichts gesehen und gehört, geschweige denn, daß sie wüßten, was diese Kreuze bedeuten sollen. Und dabei gibt es jedes Jahr einen Sonntag, an dem kann man in keiner vom Bischof geweihten Kirche (wenigstens in keiner, in der es richtig gemacht wird) diese zwölf Kreuze an den Kirchenwänden übersehen. Ich meine den Sonntag, an dem die äußere Feier des Kirchweihfestes begangen wird. Da brennen nach uralter, wunderbarer Sitte an diesen zwölf Stellen an der Wand zwölf Kerzen, daß man gleich beim Hereinkommen spürt, wie das Gotteshaus sich heute bräutlich geschmückt hat zum festlichen Gedächtnis des Tages, an dem es einst durch die Hand des Bischofs zum Gotteshaus getauft worden ist.

Das ist nun nicht zufällig, daß ausgerechnet am Kirchweihfest diese zwölf mit dem Kreuze bezeichneten Stellen an den Kirchenwänden aufleuchten. Sie sind zum ersten Male im Kerzenschimmer aufgeleuchtet eben an jenem festlichen Weihetag, und feierlich kam der Bischof mit der Mitra vom Altar herabgeschritten und hat an diesen zwölf Stellen die Kirchenwände mit heiligem Chrisam gesalbt, so wie man auch einen lebendigen Täufling mit heiligem Chrisam auf dem Scheitel salbt.

Währenddessen hat der Chor von der großen Himmelsstadt Jerusalem gesungen, wie sie als Braut des Lammes geschmückt ist und wie es in ihr keine Nacht mehr gibt. Wenn du bibelfest genug bist, lieber Leser, dann weißt du, wo der Chor die Worte hergenommen hat: aus der Geheimen Offenbarung, aus dem Kapitel, in dem das himmlische Jerusalem geschildert wird. Das Gotteshaus soll ja ein Stück Himmel sein, ein Abglanz und ein Abbild des himmlischen Jerusalem.

Wenn du nun dieses Kapitel in der Geheimen Offenbarung (es ist das 21.) einmal von Anfang an durchliest, dann kommst du auch darauf, warum es gerade zwölf Stellen sind, an denen das Gotteshaus gesalbt wird. Dort heißt es nämlich von der himmlischen Gottesstadt, die der Seher in einem Gesicht geschaut hat: „Die Mauer der Stadt hat zwölf Grundsteine, darauf standen die Namen der zwölf Apostel des Lammes.“ Jetzt verstehst du, warum der Bischof die Wände des Gotteshauses, dieses Abbildes des himmlischen Jerusalem, an zwölf Stellen salbt. An die zwölf Apostel soll das erinnern. Deshalb nennt man die Kreuze auch „Apostelkreuze“, und die Leuchter, die über ihnen angebracht sind. „Apostelleuchter“. Alle Freude, die uns im irdischen Gotteshaus geschenkt wird, und alle Freude, die wir, so Gott will, einmal im himmlischen Gotteshaus besitzen werden, ist aufgebaut „auf dem Grunde der Apostel“, strömt aus dem Glauben, den diese zwölf heiligen Männer uns getreulich aus dem Munde des Meisters überliefert und getreulich durch das Martyrium besiegelt haben.

Es ist also eigentlich für den, der es richtig versteht, ein Stück altehrwürdiger Apostelverehrung, was hinter diesen unscheinbaren Wandkreuzen in unseren Kirchen lebendig ist. Aber darüber hinaus wollen sie uns etwas sagen, was die Christen des Ostens noch viel stärker fühlen als wir, daß jedes katholische Gotteshaus, selbst wenn es noch so arm und unscheinbar wäre, ein Stück himmlisches Jerusalem ist, ein Vorsaal des Himmels.

Von den Bürgern des himmlischen Jerusalem heißt es in dem obengenannten Kapitel der Geheimen Offenbarung, sie bedürften nicht der Sonne und nicht des Mondes, „denn ihre Leuchte ist das Lamm“. Wird das nicht jedesmal gewissermaßen vorweggenommen, wenn im Gotteshaus dieses gleiche „Lamm“ verschleiert in unsere Mitte tritt und wir zu ihm sagen dürfen: „O Du Lamm Gottes, das Du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme Dich unser!“

Aber auch wenn die Opferfeier vorüber ist, bleibt im katholischen Gotteshaus das „Lamm“ auf dem Altar gegenwärtig, gleichsam als lebendiger Nachhall der eucharistischen Feier. Auch über den sakramentalen Andachten, die wir im Gotteshaus halten, ja noch über unseren stillen Besuchen vor dem Tabernakel — nicht umsonst brennt davor das „Ewige Licht“, steht das tröstliche Wort aus der Geheimen Offenbarung: „Ihre Leuchte ist das Lamm“.

2. Warum muß der Altar weiß gedeckt sein?

Man könnte sich eigentlich denken, daß für den Altar die kostbarsten seidenen und brokatenen Decken gerade gut genug wären. Wie mag es

kommen, daß die Kirche so streng darauf besteht, daß der Altar linnene Tücher, und zwar drei an der Zahl, tragen muß?

Die Antwort klingt sehr einfach, und doch sind sich viele Christen über den einfachen Tatbestand, der hier zugrunde liegt, nicht mehr recht im klaren. Ein Altar ist ein Tisch, und Tische decken alle Mütter der Welt von jeher mit Linnentüchern. Warum sollte es die Mutter Kirche mit ihrem heiligen Tische anders machen? Ein christliches Gotteshaus will ja vor allem anderen ein zweiter Abendmahlssaal sein. Inmitten des Abendmahlssaales aber steht der weißgedeckte, heilige „Tisch des Herrn“.

Gewiß ist der Altar in unserer Kirche mehr als nur Abendmahlstisch. Er hat ja ebenso den Felsen von Kalvaria zu vertreten: als heilige Opferstätte steht er vor uns und als Tisch des heiligen Opfermahles. So sehr manches an ihm und in ihm an das Opfer erinnert (der erhöhte Platz, das Kreuz, die Kerzen, die Reliquien), so hat er doch seine Grundgestalt nicht vom Opfer, sondern vom Mahl, das aus dem Opfer fließt; er ist ein Tisch. Unsere Brüder im Osten nennen bis heute den Altar nicht anders als „heiliger Tisch“, und auch bei uns nennt man die Altarplatte mit einem lateinischen Wort, von dem der Sextaner schon in der ersten Woche lernt, daß es „Tisch“ heißt: m e n s a.

In alten Zeiten kam es den Gläubigen viel deutlicher als uns heute zum Bewußtsein, daß der Altar ein Tisch ist. Zunächst wurde er damals noch zu Beginn jeder Meßfeier vor ihren Augen

weiß gedeckt (wie es sich am Karfreitag noch bis heute erhalten hat). Was aber viel wichtiger war, die Gläubigen durften, wenigstens bei uns zu Lande, noch wirklich zu diesem heiligen Tisch hinzutreten und empfangen unmittelbar von ihm durch die Hand des Priesters die heilige Speise und den heiligen Trank. Wie hätten sie je vergessen können, daß der Altar ein Tisch ist! Später kam man aus vielerlei Gründen von diesem Kommunizieren der Laien am Altar ab. Sie sollten im allgemeinen den Chorraum überhaupt nicht betreten. Man schuf für sie so etwas wie einen Ersatz-Tisch — wir nennen ihn mit einem wenig glücklichen Namen „Kommunionbank“. In Wirklichkeit ist sie ja keine Bank (und sie sollte auch nicht wie eine Bank oder gar wie ein Gitter aussehen), sondern gewissermaßen ein Stück Altar, das sich gelöst hat und ein paar Schritte auf uns zugekommen ist. Deshalb kommt ihr der gleiche Ehrenname zu wie dem Altar: sie ist „Tisch des Herrn“. Deshalb wird sie wie der Altar — und zwar auch jetzt noch vor unseren Augen wie der Altar in alter Zeit — weiß gedeckt.

Es ist also nicht so, daß das Wichtigste am Altar das ist, was senkrecht aufragt. „Wir haben in unserer Kirche einen schönen Altar“, sagen die Kinder, „da sind viele Engel darauf gemalt.“ Sie meinen (und viele erwachsene Christen sind im gleichen Irrtum befangen), die Rückwand sei das Eigentliche am Altar, dem gegenüber die Mensa nicht viel mehr als ein Anhängsel ist. Schließlich müsse der Priester ja etwas haben, worauf er den Kelch stellt. Es gibt Altäre, denen man ansieht, daß selbst Baumeister und Auftrag-

geber in solchen Auffassungen befangen waren. In Wirklichkeit ist es natürlich umgekehrt. Die Rückwand ist für den Altar nicht wesentlich. Sie kann fehlen und sie fehlt bei den ältesten und begrüßenswerterweise auch bei den neuesten Altären. Die Mensa aber darf niemals fehlen. Ein Altar ohne Mensa wäre eben kein Altar.

Vielleicht ist es zur Belehrung der Gläubigen über das Wesen des Altares ganz gut, daß heute wieder häufiger von den Bischöfen die alte Weise der Meßfeier gestattet wird, wie sie der Heilige Vater noch regelmäßig übt, wenn er am Hochaltar von St. Peter zelebriert: die Weise, nach der der Priester nicht mit dem Rücken zum Volke vor, sondern mit dem Gesicht zum Volke hinter dem Altare steht. Ich halte es zwar nicht mit denen, die sagen, diese Weise sei die einzig richtige, es passe sich doch nicht, daß der Priester dem mitfeiernden Volke dauernd den Rücken zuwende. Ich meine, wer an der Spitze einer Gesandtschaft vor einen König tritt, dreht auch denen, die mit ihm gekommen sind, den Rücken zu, und jedermann findet das ganz in Ordnung. Aber ich gebe zu, die andere Weise sollte gelegentlich auch geübt werden; denn sie hat den Vorteil, daß sie uns stärker zum Bewußtsein bringt: der himmlische Hausherr, den der Priester vertritt, kommt, um „Abendmahl“ mit uns zu halten. Er tritt an den weißgedeckten Tisch in unserer Mitte und lädt uns zum heiligen Mahl. Wir Christen müßten ja alle wieder mehr lernen, daß wir allsonntäglich nicht „zur Erfüllung unserer Sonntagspflicht“, wie wir so herzlos sagen, sondern zu einem Festmahl geladen sind. Wie

peinlich, wenn einer der Geladenen schon beim Hereinkommen erklärt: „Was es hier beim Festmahl zu hören und zu sehen gibt, will ich mir gerne anhören und ansehen, aber mitessen kommt natürlich nicht in Frage.“ Ich muß gestehen, ich kann nur schwer begreifen, wie so viele Katholiken das — von dem armseligen einen Sonntag, an dem sie ihre „Ostern halten“, abgesehen — jahraus, jahrein, Sonntag für Sonntag fertigbringen.

3. Warum haben Altarraum und Orgel-empore den gleichen Namen „Chor“?

Vielleicht ist dir das noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen — in keinem Stück pflegt man ja so gedankenlos zu sein, wie dann, wenn es um die Sprache geht —, daß man für den Altarraum der Kirche das gleiche Wort gebraucht wie für den erhöhten Raum, der meist am andern Ende der Kirche für die Sänger und für die Orgel vorgesehen ist. Am Treppenaufgang, der zu dieser Orgelempore hinaufführt, liest du vielleicht auch in eurer Kirche angeschlagen, das Betreten des „Chores“ sei nur den Sängern und den Sängerinnen gestattet. Genau das gleiche Wort hörst du von der Kanzel, wenn der Herr Pfarrer verkündet, die heutige Kollekte werde für die neuen Fenster im „Chor“ gehalten, und doch weiß jeder sofort, daß er nicht den Sängerraum, sondern den Altarraum meint. Ja, unter Umständen kannst du gegen Ende seiner Verkündigung das gleiche Wort in einem dritten Sinne hören, wenn er nämlich mitteilt, der „Chor“ halte am Donnerstagabend seine übliche Gesang-

probe. Hier bezeichnet „Chor“ nicht mehr den Raum der Priester oder der Sänger, sondern die Sänger selbst, wie wir auch sonst von einem „Männerchor“ oder auch von den „Chören“ der Engel sprechen.

Ist das nun reiner Zufall, daß die Kirchensprache für diese drei Bedeutungen das gleiche Wort hat? Das kann kaum sein. Hier wird irgendeine Überlegung dahinterstecken. Man muß der Sache nur einmal auf den Grund gehen. Vielleicht ist es eine Überlegung, von der man etwas lernen kann.

Die Gelehrten erklären uns die Sache so: Das Wort „Chor“ kommt aus dem Griechischen, es gehört in die Sprache des Theaters und bezeichnet eine Gruppe von Darstellern, die neben den Einzeldarstellern gemeinsam redend und singend auftritt. In dieser Bedeutung hat die Kirchensprache das Wort im frühen Mittelalter übernommen und mit ihm die bezeichnet, die beim Gottesdienst gemeinsam singend auftraten: den im Altarraum anwesenden Klerus, der die gemeinsamen Meßgesänge ausführte, soweit sie einfachere Melodien hatten. Es war damals nämlich leider schon nicht mehr möglich, daß das Volk viel mehr sang als die kleinen Antworten und höchstens noch das *S a n c t u s*; dafür konnte es doch zu wenig Latein. Bald gewöhnte man sich daran, auch den Platz des Klerikerchores, den Altarraum, „Chor“ zu nennen.

Aber innerhalb dieser großen klerikalischen Sängerschaft gab es von Anfang an eine kleine Gruppe geschulter Sänger, der die schwierigeren Gesänge zufielen, die sog. *schola cantorum*. Sie hat

langsam den Namen „Chor“ an sich gezogen und hat ihn mit sich genommen, als sie sich aus dem Verbande des Klerus löste und sich statt ihres alten, richtigen Platzes möglichst nah beim Altar einen neuen, möglichst weit vom Altar, suchte. Die Empore an der Rückwand des Gotteshauses, auf der diese unglückliche Rückwärts-Wanderung endete, nennen wir heute „Chor“, weil der jetzt ganz aus Laien bestehende Sängerkorps „Chor“ auf ihr seinen Platz hat. Eigentlich hätte man jetzt die Bezeichnung des Altarraumes als Chor aufgeben können, weil er ja nicht mehr Platz des Chores war. Aber das hat man glücklicherweise nicht getan. Wenigstens im Namen sollte eine letzte Erinnerung daran lebendig bleiben, daß der Kirchenchor etwas mit dem Altar zu tun hat.

Hier scheint mir der Punkt zu sein, wo die Antwort, die wir auf unsere Frage gegeben haben, uns etwas Wichtiges lehrt. Sängerdienst in der Kirche ist Altardienst, einst am Altar und von Klerikern in liturgischen Gewändern ausgeübt. Etwas von der heiligen Ehrfurcht und Sammlung, die über dem „Chor“-Dienst junger Kleriker liegt, müßte jeder Kirchenchorsänger an sich haben. Am schönsten und richtigsten wäre es, wenn man überall durchführen könnte, was viele moderne Kirchen schon eingeführt haben, daß man den Sängern wieder einen (womöglich verdeckten) Platz in der Nähe des Altares anweist. Aber auch dort, wo das nicht möglich ist, müßte es all denen, die in so schöner Treue und Aufopferung in unseren Kirchen den Dienst des Gesanges versehen, noch viel mehr in Fleisch und Blut über-

gehen, daß ihr Dienst eigentlich Altardienst ist, und daß sie auch vom weit entfernten Platz lebendiger und inniger als alle anderen Gläubigen nicht nur mit der Stimme, sondern auch mit dem Herzen bei dem sein müssen, was am Altare geschieht.

4. Warum gehört das Knien zum Gottesdienst?

Es gibt Leute, die würden auf diese Frage zur Antwort geben, eigentlich könne man überhaupt nur im Knien richtig beten. Das ist nun doch ein bißchen übertrieben. Die heiligsten Gebete, die der Priester bei der Messe spricht, spricht er stehend am Altar, und einst standen die Gläubigen auch (immer noch nennt er sie im Kanon der Messe „die Umstehenden“). Ja, es hat sich in den letzten Jahren wieder vielerorts das gesunde Gefühl durchgesetzt, daß man bei einigen Gebeten der Messe eigentlich nicht gut knien kann. Sie haben etwas so Festlich-Freudiges an sich, daß man sie stehend beten oder anhören muß, z. B. das Gloria oder die Präfation. Und wie ist es in der Familien-Liturgie? Das Tischgebet spricht man bei uns zu Lande in den Familien nach alter Gewohnheit sitzend, und jeder, der es mitgemacht hat, weiß, daß da durchaus nichts Unehrfürchtiges dabei zu sein braucht, ja, daß es seinen eigenen Glanz hat, wenn Vater und Mutter mit den Kindern rings um den Tisch in der Haltung, in der sie gleich das gemeinsame Mahl einnehmen werden, erst einmal miteinander die Hände falten. Nie spürt man so deutlich, was Familie ist, wie in diesem Augenblick. Und wenn

man erst an das stille Herzensgebet denkt, so wird mancher gestehen müssen, daß er die heibesten und innigsten Gebete seines Lebens weder kniend, noch sitzend, noch stehend gebetet hat, sondern liegend auf seinem Krankenlager.

Trotzdem ist es richtig, daß das Knien zum katholischen Gottesdienst dazugehört, ja unter allen übrigen gottesdienstlichen Haltungen einen besonderen Rang hat. Wie mag das wohl kommen? Ist es nur Verständnislosigkeit für den Sinn und Wert der anderen Gebetshaltungen, die das Knien zur vorherrschenden Haltung der Gläubigen beim Gottesdienst hat werden lassen? Ich glaube, hier sind viel stärker, als man auf den ersten Blick vielleicht meint, innere Gründe im Spiel. Das Knien ist körperlicher Ausdruck einer unerläßlichen geistigen Grundhaltung alles Betens, der Demut. Was die Seele bei allem Beten tun muß, in welcher Körperhaltung es immerhin geschehen mag, das tut beim knienden Beten auch unser Leib: er macht sich klein. Er sagt gleichsam: „O Gott, ich weiß, ich bin ein Nichts vor Dir, ein armer Sünder, erbarme Dich meiner!“ Das hat dem Knien seinen eigenen Rang gegeben. Was der Leib da spricht, und was die Seele, geheimnisvoll vom Leibe her in Schwingung versetzt, ihm nachspricht oder doch nachsprechen sollte, ist der Uranfang allen Betens und allen Gottesdienstes, der gleiche, den der Heiland gemeint hat, als er uns den Zöllner und sein Gebet als Muster vor Augen stellte: „O Gott, sei mir armem Sünder gnädig!“

Nie sollten wir uns dieser unserer Sündigkeit und Unwürdigkeit deutlicher bewußt werden,

als wenn der Herr „leibhaftig“ auf uns zukommt. Heißt es nicht schon im Evangelium von den Aposteln, von Petrus etwa oder Thomas, daß sie in solchen Stunden vor dem Herrn niederfielen! Deshalb legt die Kirche seit altersher besonderen Wert darauf, daß wir vor dem in der Eucharistie auf uns zukommenden Herrn das Knie beugen und in seiner Anwesenheit in kniender Stellung verharren. Wo die heilige Kommunion noch öffentlich zu den Kranken getragen wird (an vielen Orten hat die fortschreitende Verweltlichung das leider schon unmöglich gemacht), ist es jedesmal etwas Ergeifendes, zu sehen, wie erwachsene Christen in aller Öffentlichkeit vor ihrem Herrn niederknien, um zu bekennen, wie klein sie sich fühlen vor dem, zu dem wir im Gloria sagen: „Du allein bist der Allerhöchste.“

Aber auch dort, wo es nicht gilt, unmittelbar den eucharistischen Herrn zu ehren, hat das Knien bei Gebet und Gottesdienst (wenn es ein rechtes, zuchtvolles Knien ist) heilsam erzieherische Kraft. Wenn wir noch einmal zur Familienliturgie hinüberschauen (an der so unsagbar viel hängt), so ist das sitzende Beten bei Tisch, wie wir meinten, gut und recht; aber verständige Eltern sollten darauf dringen, daß die Kinder ihr Morgen- und Abendgebet nach dem Anziehen und vor dem Ausziehen kniend verrichten, nicht nach weit verbreiteter Unsitte liegend im Bett oder am Morgen am Kaffeetisch sitzend. Sein Leben lang wird ein Kind in all seinem Beten die heilsame Wirkung solch zuchtvoller kindlicher Gebetshaltung verspüren, bei der schon der Leib das ausspricht, was der Anfang allen Betens ist,

in welcher Haltung es immer verrichtet werden mag, ob es aus stiller Kammer oder beim öffentlichen Gottesdienst aufsteigt: „O Gott, ich bin ein Nichts vor Dir!“

5. Warum klopfen wir beim Gottesdienst zuweilen an die Brust?

Wenn ich über das An-die-Brust-Klopfen im katholischen Gottesdienst nachdenke, steht immer ein Bild vor meinen Augen, das ich in meiner Kinderzeit einmal irgendwo gesehen haben muß. In einer einsamen Felsenschlucht kniet ein Einsiedler — es wird der heilige Hieronymus gewesen sein — und schlägt sich mit einem aufgerafften Stein die nackte Brust. Tatsächlich ist hier, ins Blutig-Ernsthafte übertragen, das zu sehen, was wir mit der harmlosen kleinen Handbewegung des An-die-Brust-Klopfens sagen wollen. Wer immer ehrlichen und aufrichtigen Herzens vor den lebendigen Gott tritt, dem fallen gleichsam die Masken ab, die er sonst im Leben und unter den Menschen trägt. Vor allem anderen weiß er auf einmal mit schmerzlicher Deutlichkeit, daß er ein Sünder ist, nicht wert, vor dieses reinste Antlitz zu treten. Dieser tief im Herzen sitzende und bohrende Schmerz will sich leiblichen Ausdruck verschaffen. Bei den großen Heiligen aller Zeiten hat er sich Ausdruck verschafft in blutig-ernster Selbstbestrafung für das, was wir „kleine Sünden“ nennen würden.

Wir Schwächeren wollen im Bewußtsein unserer großen Sünden von Zeit zu Zeit wenigstens einen

sinnbildlichen Akt der Selbstbestrafung mit unserem Gebet verbinden: wir schlagen an unsere Brust. Es ist also kein Zufall, daß diese Zeremonie im allgemeinen nur dort vorgesehen ist, wo von unserer Schuld die Rede ist: beim *mea culpa* des *Confiteor*, beim Erbarmungsruf aus der Tiefe unserer Sünden an das Lamm Gottes in der Messe und am Ende der Litaneien, sowie beim Bekenntnis unserer Unwürdigkeit vor dem Gang zum Tisch des Herrn.

Ein unscheinbares, oft genug achtlos vollzogenes Zeichen ist unser An-die-Brust-Klopfen, aber ähnlich wie das Falten der Hände und das Beugen der Knie meint es eine Grundhaltung christlichen Betens und Lebens, und zwar eine, die heutzutage sehr ernst bedroht ist. Es gibt schon Katholiken genug, denen das Wort „Sünde“ arg „altmodisch“ in den Ohren klingt, und die in das Lied einstimmen, das so verräterisch ist für die Gedankenlosigkeit und die Gewissenlosigkeit dessen, der es anstimmt: „Was tut man denn schon? Umgebracht habe ich noch keinen; Pferde stehle ich auch nicht . . .“ (Ich kenne einen Beichtvater, der auf diese Litanei zu antworten pflegt: „Gut, wenn das so ist, dann werde ich Sie morgen zur Heiligsprechung in Rom anmelden!“). Muß es uns nicht zu denken geben, daß die großen Heiligen, auch die nüchternsten unter ihnen, sich nicht genug tun konnten im Beweinen ihrer Sünden? Sie wußten noch von der schrecklichen Unordnung, die auch in der kleinsten Sünde liegt. Sie kannten noch das heilsame Erzittern vor den Gerichten eines allheiligen und allgerechten Gottes. Sie hatten noch die Kraft, sich selber ruhig

und ohne alle Selbstverliebtheit im Spiegel zu betrachten und die Antwort des Spiegels unumwunden zuzugeben, daß wir nämlich alle Sünder sind.

Ich glaube, es wäre gut, wenn unser An-die-Brust-Klopfen zuweilen wie ein Aufwecken dieser gesunden Grundhaltung eines Christen wäre. Der Zöllner hinten im Tempel, den der Herr uns als ewig gültiges Muster des Gebetsgeistes vor Augen gestellt hat, hat ja nicht etwa nur gebetet: „O Gott, sei mir gnädig!“ Er hat gesagt — und wir sagen es ihm jedesmal nach, wenn wir beim Gebet an unsere Brust schlagen: „O Gott, sei mir armem Sünder gnädig!“

6. Warum machen wir beim Segen das Kreuzzeichen?

Das sitzt uns katholischen Menschen so tief im Blut, daß wir gar nicht mehr anders können: So oft uns ein Priester mit der Hand und erst recht, so oft er uns mit dem Allerheiligsten segnet, fährt unsere Rechte unwillkürlich zur Stirn, und wir bezeichnen uns mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, sei es, daß wir von der Stirn zur Brust und von der Brust zu den beiden Schultern fahren, sei es, daß wir auf Stirn, Mund und Brust ein kleines Kreuzzeichen aufprägen (je nachdem, wie es in unserer Gegend üblich ist). Es ist, als ob wir den Segen auffangen und uns zuwenden wollten, daß er Leib und Seele, Denken und Reden und Fühlen durchdringe und durchtränke. Es ist kein Zufall, daß wir das mit dem Zeichen

des Kreuzes tun. Im Zeichen des Kreuzes wird der Segen ja auch gegeben, damit wir nicht vergessen, daß in der Welt des Neuen Testaments, in der wir leben, aller Segen Segen vom Kreuze Christi ist.

Die alten heidnischen Völker haben geglaubt, die Hände ihrer Priester seien aus sich segensmächtig und deshalb verehrungswürdig. Die Hände des christlichen Priesters sind zwar auch verehrungswürdig, aber nicht, weil sie aus sich selber segensmächtig wären, sondern einzig und allein, weil sie unter uns den Segen austeilen dürfen, der vom Kreuze und Altare Christi kommt.

Wer das einmal verstanden hat, begreift, daß es keinen größeren, schöneren Segen gibt als die heilige Messe. In ihr wird ja das Kreuz des Herrn immer von neuem geheimnisvoll in unserer Mitte aufgerichtet, auf daß sein Segen uns zuströme. Das ist ja auch, wie die Gelehrten neuerdings herausgebracht haben, der Grundsinn unseres Wortes „M e s s e“ - es heißt soviel wie „S e g e n“. Die Messe ist der eine große Segen, unter den unser armes Menschenleben sich täglich (oder doch wenigstens sonntäglich) demütig beugt.

Es tut mir in diesem Zusammenhang immer leid, wenn ich von Leuten höre, die ganz versessen darauf sind, daß möglichst oft nach und sogar schon vor der heiligen Messe sakramentaler Segen gegeben werden und das Allerheiligste während der ganzen Messe ausgesetzt bleiben soll wie bei einer Andacht. Sie haben noch nicht verstanden, daß die Messe selbst der schönste und kräftigste Segen ist (wie die Frau, die der Kirche

gegenüber wohnte und so für die Donnerstags-Segensämter schwärmte, weil man rasch zwischen den beiden Segen nach Hause laufen und die Betten machen könnte!).

Wenn wir schon den gewöhnlichen Segen mit dem Kreuzzeichen gewissermaßen auffangen, dann ist es nicht mehr als recht, daß wir den großen Kreuzessegen der heiligen Messe immer wieder durch das Kreuzzeichen über uns ganz persönlich, über Leib und Seele herabrufen. Wer einmal einer Messe nach östlichem Ritus beigewohnt hat, der hat gesehen, wie die Gläubigen fast unaufhörlich das heilige Geschehen mit ihren großen Kreuzzeichen (von rechts nach links) und den dazu gehörigen Verneigungen begleiten. Wenn eine solche Häufigkeit uns Christen des Westens auch nicht liegt, so sind wir doch von Kind an gelehrt worden, wenigstens an den Hauptstationen der Meßfeier das Kreuzzeichen zu machen. So beginnen und schließen wir die Mitfeier mit einem (hoffentlich ordentlichen, langsamen und gesammelten) Kreuzzeichen: das eine machen wir mit dem Priester, wenn er das Stufengebet beginnt, mit dem anderen antworten wir ihm auf den Schlußsegen. — Wenn der Herr im Evangelium zum ersten Male in seinem Wort segnend auf uns zukommen will, bezeichnen wir Stirn und Mund und Brust mit dem Zeichen des hl. Kreuzes: all unser Denken, Reden und Fühlen soll von der Christus- und Kreuzesbotschaft immer mehr durchdrungen werden. Wenn der Herr dann bei der heiligen Wandlung leibhaftig in unsere Mitte tritt, um das Opfer des Kreuzes unter uns zu

erneuern, weiß ich keine schönere Antwort auf dieses heilige Geschehen im Herzen der Messe als das langsame und gesammelte Kreuzzeichen. Man mag bei den Wandlungszeremonien des Volkes in alter Zeit mit viermaligem Kreuzzeichen und sechsmaligem An-die-Brust-Klopfen des Guten ein bißchen zu viel getan haben, aber ich meine, das neumodische regungslose Daknien und Aufschauen ist sicher des Guten ein bißchen zu wenig. Wir sollten wenigstens je ein Kreuzzeichen zu den beiden Erhebungen beibehalten oder wieder einführen. Nachdem wir zur Hostie und zum Kelch gläubig anbetend aufgeschaut haben, bezeichnen wir uns langsam und andächtig mit dem Zeichen des Kreuzes, als ob wir sagen wollten: „Mein Herr und mein Gott, wahrhaftig gegenwärtig geworden auf dem Altar, nimm mich ganz, mit Leib und Seele, hinein in den Segen Deines Kreuzestodes und in die Kraft Deiner Kreuzeshingabel!“

Das sinnvollste Kreuzeszeichen bei der heiligen Messe aber habe ich in Tirol immer wieder beobachtet, das Kreuzzeichen, das man unmittelbar nach dem Kommunizieren noch an der Kommunionbank auf Stirn, Mund und Brust zeichnet. Die richtige und wirksamste Art, den Kreuzessegens vom Altar auf sich herabzuflehen und Leib und Seele mit ihm zu durchtränken, ist ja, daß man hintritt und von der heiligen Opferspeise auf dem Altar genießt. Erst in diesem Augenblick gewinnt seinen eigentlichen und tiefsten Sinn, was wir durch das Kreuzzeichen sagen wollen:

„O Herr, erfülle mein ganzes Wesen, Leib und Seele, Denken und Reden und Fühlen, mit dem Segen, der von Deinem heiligen Kreuze kommt! Zieh mich tiefer und tiefer hinein in seine Hingabe und in seine Siegeszuversicht!“

7. Warum lehrt man die Kinder, nach dem Kommunizieren die Hände vor das Gesicht halten?

Man braucht nicht viel von Kindern zu verstehen, um zu wissen, wie schwer sie sich konzentrieren können. Was man ihnen in dieser Minute ans Herz gelegt hat, haben sie in der nächsten bereits vergessen, nicht, weil sie unsere Mahnung nicht ernst genommen hätten, sondern weil irgendein stärkerer Eindruck den unserer Mahnung schon wieder verwischt hat. Deshalb wäre es grundverkehrt, wenn man das religiöse Leben eines Kindes rein auf innere Einsichten aufbauen wollte. Sie sitzen noch nicht tief genug, um viel tragen zu können. Man muß feste äußere Formen des Religiösen in das Leben des Kindes einbauen, die es dann langsam mit Inhalt füllen kann.

Aus solchen Überlegungen heraus haben verständige Erzieher für die ersten Augenblicke nach der Kommunion des Kindes die besondere Gebärde der Sammlung eingeführt, von der wir hier reden. Sie wußten: Stärker als alles Erklären und Ermahnen wird diese äußere Form, diese wie selbstverständlich im gegebenen Augenblick wieder-

kehrende große Gebärde der Sammlung auf das Herz des Kindes wirken. Eindringlich wird sie ihm jedesmal sagen: Jetzt mußt du dich nach Innen kehren. Jetzt darfst du für nichts anderes mehr ein Auge haben als nur für den geheimnisvoll-stillen Gast da drinnen. Jetzt mußt du alles Störende fernhalten, um mit ihm leise, vertraute Zwiesprache des Herzens pflegen zu können. Gewiß wird man von einer solchen Geste der Sammlung keine Wunder der Verwandlung erwarten dürfen. Ein Kind bleibt ein Kind. Aber vielleicht wären wir Erwachsenen doch manchmal erstaunt und beschämt, wenn wir sehen könnten, was hinter der Umfriedung der vor das Gesicht gepreßten Kinderhände an echter eucharistischer Kinder-Innerlichkeit aufkeimt. Ist es nicht ein kostbares Anfangsstadium solcher Innerlichkeit, wenn irgendwo eine kleine Siebenjährige auf die Frage, was sie denn nur so lange hinter ihren Händen gebetet habe, zur Antwort gab, sie habe dem lieben Heiland erst alle Gebete aufgesagt, die sie gewußt habe, und als sie damit fertig gewesen sei, habe sie ihm noch das Märchen vom Rotkäppchen erzählt!

Soll ein Erwachsener diesen in der Kinderzeit gelernten Gestus der Sammlung nach dem Kommunizierens beibehalten?

Gewiß gibt es Menschen, die ohne ihn gesammelt sein können, aber ich meine, in der Regel wird es auch für uns Erwachsene heilsam sein, wenn wir uns diesen so wichtigen und so kostbaren Raum der persönlichen Begegnung mit dem Herrn durch irgendeinen Gestus der Sammlung gewis-

sermaßen umfrieden. Man konnte in den letzten Jahren zuweilen die Besorgnis aussprechen hören, dieses Sich-Abschließen nach links und nach rechts könne dem Irrtum Vorschub leisten, Kommunizieren sei etwas, was im Grunde nur „mich und meinen Heiland“ angehe. Deshalb sei es vielleicht besser, daß man nach dem Kommunizieren zum Zeichen der Verbundenheit mit der ganzen Tischgesellschaft frei und offen mit gefalteten Händen und unverhülltem Gesicht dankiete. Dieser Gedankengang wäre nur richtig, wenn das Verhüllen des Antlitzes ein ichsüchtiges Sich-Abschließen vom Nachbarn bedeuten müßte. Aber das wird doch niemand behaupten wollen. Ich meine sogar: Nur wer die heilige Kommunion in rechter und eucharistischer Innerlichkeit als ganz persönliche Begegnung mit Christus auffassen gelernt hat, wird mehr und mehr innerwerden, daß er im „Hineinwachsen in das Haupt“ auch immer inniger mit den übrigen Gliedern zusammenwächst. Jedenfalls muß man in einer Zeit, in der zahllose Eindrücke auf den Menschen einströmen, doppelt besorgt sein, daß nichts geschieht, was diesem wichtigsten Sich-Sammeln im Leben eines Christen schaden könnte, denn wer diese Sammlung gefährdet, gefährdet das Fundament aller eucharistischen Frömmigkeit.

8. Warum halten wir jedes Jahr wieder Advent?

Es ist zwar richtig, daß es kaum einen Kirchenbesucher gibt, der sich nicht angesprochen fühlt, wenn alljährlich an einem Sonntag Ende Novem-

ber oder Anfang Dezember zum ersten Male wieder das machtvolle „Tauet, Himmel, den Gerechten“, das stürmische „O Heiland, rei den Himmel auf“, das innige „O komm, o komm, Emanuel“ durch die Kirche klingt.

Selbst die am Weihwasserkessel werden von dieser Welle erfaßt und brummen leise mit. Unwillkürlich wacht ja in jedem Erwachsenen mit diesen Liedern ein Stück Kindheit auf. Ein Widerschein der heilig frommen, selig ungestmten Erwartung liegt über ihnen, mit der einst das Kindesherz in diesen Wochen Weihnachten entgegenschlug.

Aber wenn man es einmal ruhig überlegt, ist es nicht eigenartig, daß wir Jahr für Jahr von neuem anfangen, nach dem Kommen dessen zu rufen, der doch schon vor fast 2000 Jahren gekommen ist? Ist es nicht geradezu der Inbegriff unseres christlichen Glaubens, daß Gottes Sohn gekommen ist und uns erlöst hat! Warum beginnen wir jedes Kirchenjahr damit, daß wir so tun, als ob Er noch nicht gekommen wäre? Man kann doch nicht gut annehmen (wenn es auch in manchen frommen Büchern so steht), daß die Kirche so etwas wie ein heiliges Theater mit uns spielt, in dessen erstem Akt eben das Alte Testament an der Reihe ist und demgemäß getan werden muß, als ob der Heiland noch nicht geboren wäre. Die Liturgie der Kirche ist zu groß und zu ernst für ein solch spielerisches „Als ob“. Sie muß etwas anderes, etwas Wirkliches meinen, wenn sie uns anleitet, jedes Kirchenjahr mit dem flehentlichen Rufen nach dem Kommen des Herrn zu beginnen.

Vielleicht sagst du: Sie meint das Kommen Christi in uns und in der Welt. Er kam und ist doch immer noch nicht genug gekommen durch unsere Schuld.

Immer noch gibt es Millionen, die noch nichts von Ihm wissen oder nichts von Ihm wissen wollen. Immer noch ist unser Herz nicht so von Ihm erfaßt, wie es erfaßt sein müßte.

Die Antwort ist richtig, und hier liegt ein echter Sinn unseres jährlichen Advents, aber es ist noch nicht die volle Antwort. Ist dir eigentlich nie aufgefallen, daß man nicht nur am letzten, sondern auch am ersten Sonntag des Kirchenjahres das Evangelium vom Weltende liest, vom letzten Kommen des Herrn auf den Wolken des Himmels? Um dieses letzte, erlösende Kommen haben die alten Christen mit aller Sehnsucht ihres Herzens gebetet. Eines ihrer liebsten Gebete, das auf dem letzten Blatt des Neuen Testaments (Geh. Offenbarung 22,20) aufgezeichnet ist, hieß in der ursprünglichen Fassung „Maranatha“, d. h. „Komm, Herr Jesus!“ Dieses „Maranatha“ ist das Urbild unserer Adventsgebete um das Kommen Christi. Sie meinen nicht Seine erste Ankunft, sie meinen ein Kommen, das wirklich noch bevorsteht, sie meinen nichts anderes als Seine Wiederkunft auf den Wolken des Himmels.

Du wirst verwundert fragen, ob du demnach jedes Jahr im Advent darum beten sollst, daß die Welt möglichst rasch untergeht. So ist das nicht gemeint. Aber jeder Christ sollte wenigstens eine kleine Spanne im Jahr aus allem irdischen Wirrwarr heraus über Tod und Grab hinweg Aus-

schau halten, „das Haupt erheben lernen“, wie es im Evangelium des ersten Adventssonntags heißt, nach dem kommenden Herrn; denn mit Ihm „naht unsere Erlösung“.

Vielleicht haben wir uns doch zu sehr daran gewöhnt, den Tag der letzten Ankunft Christi ausschließlich als düsteren Gerichtstag anzusehen, und haben darüber vergessen, daß er für alle, die glauben und gerettet werden (und wir beten und hoffen doch, daß wir zu ihnen gehören), seliger Tag der Erlösung, endlicher Vollerlösung auch unseres armen Leibes ist. Hast du nie darauf geachtet, daß der Heiland in dem eben genannten Evangelium das Gleichnis für diesen Tag nicht, wie wir erwarten würden, vom herbstlichen Feigenbaum nimmt, der die Blätter abwirft, sondern vom Feigenbaum im Frühjahr, der die ersten zarten Blätter ansetzt? Nicht düsterer Welt-Herbst bricht an jenem Tage an, sondern endlich nach langer, kalter Winterzeit der große Weltfrühling, der Welt-Ostertag! Nur zu gern verlieren wir Christen im Drang all unserer vielen Geschäfte und Lüste dieses letzte, selige Ziel aller Lebens- und Weltgeschichte aus dem Auge. Deshalb lehrt uns die Kirche, wenigstens im Advent jeden Jahres mit den alten Christen von Herzen zu singen und zu beten: O komm, o komm, Emanuel!

Und mit Weihnachten soll der Advent auf einmal nichts mehr zu tun haben? Das habe ich nicht behauptet. Der Advent ist als Weihnachtsvorbereitung gedacht und als solche eingeführt worden. Aber die Alten haben eben Weihnachten größer gesehen, noch ohne all die falsche Sentimenta-

lität, mit der wir es immer mehr zersetzen. Für sie war Weihnachten noch der große alljährliche Christusfeiertag, der als Geburtstag im Gegensatz zum Erlösungsfeiertag Ostern stärker der Person des Erlösers galt, der „Christtag“, wie ihn die Bauern mancher deutscher Gegenden bis auf den heutigen Tag altchristlich herb und groß nennen. Wie könnte man sich aber auf einen Christustag besser vorbereiten, als daß man sich entschiedener und sehnsüchtiger als sonst mit seinem ganzen Wesen ausstreckt nach Christus: das heißt aber zuletzt, immer wieder sich ausstrecken nach seiner erlösenden Wiederkunft am Ende der Tage. Weihnachten bringt uns dann jedes Jahr tröstlich und beseligend zum Bewußtsein, daß diese Ankunft eine W i e d e r k u n f t ist, daß Er ein erstes Mal kam, sein Volk zu erlösen von seinen Sünden, und daß Er „über eine kleine Weile“ wiederkommen wird, und „unser Herz wird sich freuen und unsere Freude wird niemand von uns nehmen“ (Joh. 16, 22).

9. Warum ist die Kirchenfarbe an den Sonntagen nach Erscheinung des Herrn grün?

Ich weiß zwar nicht, ob du überhaupt acht gibst darauf oder gar dir Gedanken machst darüber, was für ein Meßgewand der Priester trägt, wenn er am Sonntag aus der Sakristei kommt, ein violettees, ein weißes oder ein grünes, oder ob du noch zu denen gehörst, denen man weismachen könnte, es sei jedesmal das, das gerade vorn im Sakristeischrank gehangen hat. Aber einiges hast

du doch auf jeden Fall schon gemerkt: z. B. daß ein Totenamt in schwarzer Farbe gehalten wird, der gleichen Farbe, die auch im bürgerlichen Leben die Trauerfarbe ist. Auch ein Zweites wirst du wahrscheinlich wissen, daß an den gewöhnlichen Sonntagen im Sommer und im Herbst die grüne Farbe herrscht.

Wenn du nun genau aufpaßt, wirst du merken, daß die grüne Farbe noch einmal auftaucht im Kirchenjahr, und zwar an den Sonntagen nach Dreikönigstag oder, wie man in der Sprache der Kirche richtig sagen muß, nach Erscheinung des Herrn. (Was wir am 6. Januar feiern, ist nämlich eigentlich ein zweites, in unserer Heimat sogar älteres Weihnachtsfest und erst in zweiter Linie das Fest der Weisen aus dem Morgenland.) Der erste dieser Sonntage nach Erscheinung ist allerdings gleich eine Ausnahme; an ihm feiern wir jedes Jahr das Fest der Heiligen Familie, und das wird in weißer Farbe gehalten. Aber an den Sonntagen, die dann noch kommen vor Septuagesima, tritt das Grün in sein Recht. Es sind allerdings nie so viele wie nach Pfingsten, und wenn Ostern früh ist, sind es ganz wenige, manchmal sogar nur einer.

Daß die grüne Kirchenfarbe gerade an diesen zwei Stellen im Kirchenjahr auftaucht, ist nicht von ungefähr.

Beide Male zeigt die unscheinbarste unter den Festfarben der Kirche den Ausklang einer Festzeit an, einmal der Weihnachtsfestzeit, die von Weihnachten bis Erscheinung des Herrn, und das andere Mal der Osterfestzeit, die von Ostern bis

Pfingsten gereicht hat. Solange die Festzeit dauert, siehst du die Fest- und Freudenfarbe am Altar, das Weiß (nur Pfingsten macht eine Ausnahme; zur Erinnerung an die Feuerzungen wird die hl. Messe in der Feuerfarbe, in Rot, gehalten). Wenn die Festzeit vorüber ist, wird das Weiß abgelöst vom schlichten Grün. Nun nimm noch hinzu, daß zu jeder der beiden Festzeiten eine Vorbereitungszeit gehört, die man in violetter Farbe hält, dann siehst du, wie sich im Farbenwechsel am Altar das ganze wunderbare Auf und Ab des Kirchenjahres widerspiegelt. Man könnte ganz einfach so sagen, dann versteht es das kleinste Kommunionkind schon: Zweimal im Kirchenjahr steigen wir auf einen Berg, zuerst auf den Weihnachtsberg und dann auf den hohen, alles beherrschenden Osterberg. Solange es die beiden Male den Berg hinaufgeht, im Advent, in der Vorfasten- und Fastenzeit, siehst du am Sonntag die violette Farbe am Altar. Sobald der Gipfel erreicht und die Gipfelwanderung angetreten ist, leuchtet es dir weiß entgegen. Sobald es den Berg hinunter geht, sei es das kurze Stück nach Erscheinung oder das lange, mindestens 24 Sonntage lange Stück nach Pfingsten, ist das Grün an der Reihe.

Du siehst, wer ein wenig die Augen in der Kirche aufmachen gelernt hat, der weiß schon, wo er dran ist im Kirchenjahr, wenn der Priester am Sonntagmorgen aus der Sakristei getreten ist, ob die betende Kirche (und da gehören wir ja alle dazu, nicht nur der Priester am Altar) in heiligem Opferernst sich aufgemacht hat zur Berg-

wanderung, den beiden Gipfeln ihres heiligen Jahres entgegen, oder ob sie in seliger Freude über die Höhen ihrer Festzeiten wandert, oder ob sie besinnlich-still, noch ganz erfüllt von den Festgeheimnissen, die sie oben auf den Bergen schauen durfte, wieder hinabwandert ins Tal.

Wenn du dann an so einem „grünen“ Sonntag nach Erscheinung dein Meßbuch aufmachst und mit dem Eingangslied zu beten anfängst: „Die ganze Erde soll Dir huldigen, o Gott, und Dir lobsingend, ein Loblied singen Deinem Namen, Höchster“, dann braucht man dir so ein Lied nicht lang und breit zu erklären, die betende Kirche steigt hinunter vom Weihnachtsberg, und da ist es klar, was für ein unvergeßliches Bild dir immer noch über dem Hinuntersteigen vor Augen steht: das Bild der Männer aus dem Morgenland, in denen zum ersten Male die weite Erde huldigend herbeigekommen und niederfallen ist vor dem menschengewordenen Gott. All ihre Kinder an den Enden der Erde ruft die betende Kirche, daß sie mit den Männern aus dem Morgenlande huldigen und niederfallen: „Die ganze Erde soll Dir huldigen, o Gott, und Dir lobsingend!“

10. Warum auch heute noch Fastenzeit?

Ob die Kirche nicht klüger täte, wenn sie ihre altmodische Fastenzeit eines Tages stillschweigend aufgäbe? Wer soll sich schon die Bestimmungen alle merken! Da gibt es in der Fastenzeit Fast- und Abstinenztage, nämlich den Ascher-

mittwoch und Karfreitag in der Fastenzeit, an denen nur eine einmalige Sättigung gestattet und die Enthaltung von Fleischspeisen geboten ist. Geschmolzenes Fett (Schmalz) und Grieben darf man essen, Fleischbrühe nur am Karfreitag nicht. Es sind dieses Fasttage, an denen man nur einmal eine volle Mahlzeit halten und außerdem nur morgens und abends eine kleine Stärkung genießen darf. Die volle Mahlzeit darf statt mittags auch abends gehalten werden. Und erst die vielen Ausnahmen! Arme, Kranke, Genesende und schwächliche Personen dürfen Fleisch essen und brauchen nicht zu fasten. Die Enthaltung vom Fleischgenuß an Freitagen wird ja überhaupt fast für alle erlassen! Wandernde, Reisende, Fahrpersonal aller Verkehrsmittel, Gastwirte und alle, die in Gasthäusern essen oder regelmäßig beköstigt werden, Leute in nichtkatholischen Haushaltungen, Personen, die in Lagern, weltlichen Instituten, Internaten wohnen, die in Betriebsküchen essen, Schwerarbeiter und solche, die ihre Kost für den Tag mit auf die Arbeitsstätte nehmen müssen, alle diese sind ausgenommen vom Abstinenzgebot. Und außerdem können die Geistlichen noch andere dispensieren, die vielleicht nicht darunter fallen. Fast- und Abstinenztage sind bei uns ferner die Vigilien von Mariä Himmelfahrt und Weihnachten (bis 12 Uhr).

Statt daß man da immer wieder umständlich dispensieren muß, sollte man doch kurzentschlossen den ganzen „Apparat“ aufgeben, daß einfach einmal ein Jahr käme, in dem es Frühjahr und Ostern würde, ohne daß man von der Kanzel

die üblichen Reden über die Fastenzeit zu hören bekäme.

Warum wird unsere Kirche sich auf solche Überlegungen niemals einlassen? Weil sie nun einmal altmodisch ist und vom Altgewohnten nicht los kann? Nein, das ist es nicht. Wirklichen Ballast hat die Kirche in ihrer Geschichte immer wieder abzuschütteln gewußt, wenn sie sich auch nie überstürzt hat damit. Ihre jährliche Fastenzeit kann und wird sie niemals abschütteln. Warum denn nicht?

Erstens, weil sie mit ihrem Fastengebot zutiefst etwas meint, wovon sie niemand dispensieren kann, was sie von all ihren Kindern verlangen muß, auch von denen, die sie vom körperlichen Fasten dispensiert, was sie verlangen muß, weil sie — sagen wir es gerade heraus — weil sie an den Teufel glaubt. Und an seinen gefährlichsten Bundesgenossen, den, der schon in der „belagerten Festung“ unseres Herzens sitzt und sie von innen her sturmreif machen will, den „alten Menschen“ von Teufels Gnaden, den wir alle in uns tragen. Dieser Mensch der Bosheit hat es nun einmal an sich, daß er auf den berühmten guten Willen oder auf fromme Reden schon grundsätzlich gar nicht reagiert. Beizukommen ist ihm nur auf einem Wege, mit Gewalt. Und weil wir das nun einmal von selber leider Gottes nur sehr zaghaft oder gar nicht tun, deshalb hält die Kirche uns jedes Jahr diese vierzig Tage dafür frei, daß wir es nicht vergessen! Ein Christ, wenn er wirklich einer sein und bleiben will, muß sich selber seinen Lüsten und Launen Gewalt antun — da kann gar nichts helfen.

Nicht ohne Grund sind es jedes Jahr die vierzig Tage vor Ostern. Wer mit Christus leben und sich freuen will, der muß zuerst in allem Ernst mit Ihm gestorben sein, statt es immer nur gut haben zu wollen. Wer brächte es denn fertig, den leidenden Herrn in der Fastenzeit anzuschauen, ohne daß es ihm auf der Seele brennte, daß er es immer noch besser hat als sein Herr und Meister! Mit Christus sterben, das kann man durch körperliches Fasten, aber das kann man auch durch hunderterlei andere Arten des Verzichtens. Wenn es nur weh tut, dann ist es schon ein Zeichen, daß es richtig ist; wenn's dazu noch einem anderen zugute kommt, dann ist's erst recht richtig.

Zweitens wird sich unsere Kirche auf ein Aufgeben der Fastenzeit niemals einlassen, weil ihr die Fastenzeit mehr ist als nur eine Zeit, in der man fastet. Das Fasten, das Verzichten ist nur die eine und nicht einmal die wichtigste Seite. Der etwas kindliche Name „Fastenzeit“, den unsere Vorfahren der vierzigtägigen Ostervorbereitung gegeben haben (so wie Kinder unweigerlich Exerzitien als eine Zeit bezeichnen würden, in der man nicht sprechen darf), darf uns ja nicht dazu verleiten, vor dem Rahmen das Bild nicht mehr zu sehen. Das Bild der Ostervorbereitung, das der Kirche vorschwebt, ist dieses: Die vierzig Tage vor ihrem höchsten Feste sollen jedes Jahr Tage sein, an denen man endlich ein bißchen zu sich kommt, wie unsere Sprache so wunderbar sagt, Tage der Einkehr, die vierzigtägigen Jahres-exerzitien des christlichen Volkes. Eine Zeit, in

der man auch mal ein religiöses Buch zur Hand nimmt. Eine Zeit, in der das sonst so zerstreute, flatterhafte Menschenherz sich endlich einmal ein ganz klein wenig sammelt. Gesammelt und still will es ja hineingehen in die große jährliche Feier unserer Erlösung.

Unsere Kirche wäre eine schlechte Mutter, wenn sie etwas so Kostbares aufgäbe, zumal, wenn sie sehen muß, wieviele ihrer Kinder inmitten einer immer heidnischer werdenden Umwelt das Sich-Beherrschen und das Sich-Verinnerlichen täglich mehr verlernen. Sie ist sich klar darüber, daß ihre Feinde sie wegen dieser ihrer Erziehungsgrundsätze als düstere Lebensfeindin schelten.

Aber das kümmert sie wenig. Sie weiß, daß das wahre Leben und die wahre Freude, das Osterleben ihres Herrn und die Osterfreude, die aus ihm quillt, nur auf den Wegen der Selbstbeherrschung und Verinnerlichung gefunden werden.

So will die Fastenzeit, die die Kirche alljährlich mit uns hält und die sie in ihrer schlichten Sprache einfach *Sancta Quadragesima*, die heiligen vierzig Tage, nennt, zuletzt nicht der Freude wehren, sondern der Freude dienen. Ihr Ernst ist kein grauer und düsterer Ernst; er ist vom ersten Anfang an überleuchtet vom österlichen Licht der großen Feier, die er vorbereitet. Ihre Bitterkeit ist keine unbarmherzige und hoffnungslose Bitterkeit; es ist die Bitterkeit des Kelches Christi, von dem geschrieben steht: „Wenn wir mit Christus leiden, so werden wir mit Christus auferstehen.“

11. Warum wird jetzt auch Ostern in der Nacht gefeiert?

Daß der Schwerpunkt des jährlichen Christfestes in der Nacht liegt, und daß demgemäß sein Hauptgottesdienst, die Christmette, mitten in der Nacht oder doch am ganz frühen Morgen sein muß, ist uns seit jeher so selbstverständlich, daß wir im Deutschen dem 25. Dezember von daher seinen Namen gegeben haben: „Weihnachten“, d. h. „geweihte Nacht“, nennen wir ihn. Daß nun auf einmal seit 1951 auch der andere hohe Feiertag, Ostern, mit mitternächtlichem Gottesdienst begangen wird, hat manchen in Erstaunen gesetzt. Vielleicht hat der eine oder andere sogar im stillen ein wenig unwillig gefragt, warum etwas, was so viele hundert Jahre gut war, nicht auch unserem Jahrhundert gut genug hätte sein können.

Wer so spricht, beweist, daß er vom Sachverhalt nicht viel Ahnung hat. Beide Grundereignisse unseres Christenglaubens, die wir an den beiden Hochfeiertagen des heiligen Jahres begehen, die Menschwerdung und die Auferstehung des Gottessohnes, haben sich nach der Bibel im Schweigen der Nacht oder doch des ganz frühen, noch dunklen Morgens zugetragen. So hat man seit den ältesten Zeiten diese beiden „seligen Nächte“, in denen uns das Licht der Erlösung aufgegangen ist, durch nächtlichen Gottesdienst heiligen wollen. Dabei gehört die Feier der Osternacht zum allerältesten Bestand christlichen Gottesdienstes. Sie war schon 300 Jahre alt, als man das Weihnachtsfest einführte.

Daß man dann später die Feier der Osternacht auf den Vorabend und schließlich sogar auf den Morgen des Karsamstag verlegt hat, war eine ganz unglückliche Sache. Erstens zeigte es sich bald, daß auf diese Verlegung hin die Kirchen beim schönsten und wichtigsten Gottesdienst des ganzen Jahres mehr oder weniger leer blieben. Zweitens hatten die, die kamen, immer das peinliche Empfinden, dieser Osterjubiläum am Karsamstagmorgen sei verfrüht; denn am Morgen des Karsamstags hat der Herr ja noch im Grabe geruht. Drittens mußte jeder spüren, daß das Hauptsymbol, das aus dem Stein geschlagene Licht, das man seit alters bei dieser Feier als Sinnbild des Auferstandenen mit dreimaligem feierlichem *Lumen Christi* in das Gotteshaus trägt, mehr oder weniger kraftlos wird, wenn es statt in der dunklen Nacht am hellen, und dazu noch am verkehrten Morgen entzündet wird.

All diese Unstimmigkeiten waren deshalb doppelt peinlich, weil sie seit Jahrhunderten nicht irgend einen Punkt, sondern den Höhepunkt des Kirchenjahres nicht mehr recht zur Geltung kommen ließen. Die kühne Entscheidung unseres Heiligen Vaters vom Jahre 1951 hat sie mit einem Federstrich beseitigt. Nun sind auf einmal zur Osterfeier die Kirchen wieder voll. Jeder hat das Gefühl, daß die rechte Stunde der Festesfreude gekommen ist, die Nacht, in der der Herr das Dunkel des Grabes sprengte und siegreich auferstand als der Erstling der Entschlafenen. (Das gilt auch dort, wo kraft der Erlaubnis von 1952 die Feier am späten Karsamstagabend gehalten

wird, und würde erst recht da gelten, wo man sie kraft einer noch erhofften Erlaubnis am ganz frühen, noch dunklen Ostermorgen beginnt.) Schließlich fühlt jetzt jeder, daß in solch einer Nachtfeier die Symbolik des Osterlichtes sich voll entfalten kann.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, daß man bei dieser Gelegenheit der österlichen Lichtfeier ihre alte, volle Gestalt wiedergegeben hat. Man hat sie im wesentlichen so wiederhergestellt, wie man sie vor eineinhalb Jahrtausenden an der ehrwürdigen Stelle christlicher Osterfeier, in der Grabesbasilika zu Jerusalem, und in Nachahmung des Jerusalemer Vorbildes, von dem fromme Pilger berichtet hatten, auch vielerorts im Abendland gehalten hat. Nach Alt-Jerusalem erhaltet nun wieder jeder Teilnehmer der Feier Licht vom geweihten Osterlicht und hält es in Händen.

Vielleicht ist das die schönste Frucht der Rückverlegung der Osterriten in die Osternacht, daß nun jedes Jahr die unüberhörbare Botschaft des Osterlichtes in unserer eigenen Hand zu unserem Herzen sprechen kann. Es ist die beseligende Botschaft, daß wir in unseren armen zitternden Menschenhänden und -herzen mitten durch alle Finsternis der Welt das Osterlicht Christi tragen dürfen seit dem Tage, an dem das österliche Taufwasser über unsere Stirn floß.

Die Sonne, die in der ersten Osternacht aus dem Grabe in Jerusalem aufging, wollte ja nicht irgendwo am hohen Firmamente über uns schweben und durchwärmen und durchglühen, auf daß

wir mit dem Apostel das unfaßliche Wort sagen könnten: „Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir.“ Deshalb hat man in der alten Zeit in diese Osternacht hinein die Taufe der Erwachsenen gelegt, deshalb weiht man in ihr noch heute das Taufwasser, deshalb wiederholen wir in Zukunft jedes Jahr in ihr mit unseren brennenden Osterkerzen in den Händen in feierlicher gemeinsamer Erneuerung der Taufgelübde unser entschiedenes Nein zur Finsternis Satans und unser dankbares Ja zum Lichte Christi.

Damit wir alle im Dunkel der Weltstunde, in die wir hineingeboren sind, die österliche Botschaft vom allesüberwindenden Lichte Christi wieder deutlicher vernähmen, deshalb hat man uns die Osterfeier wieder dorthin gelegt, wo sie hingehört und wo sie mehr als ein Jahrtausend gelegen hat. Vieles aus dem Pontifikat unseres großen Heiligen Vaters wird in Jahrhunderten unvergessen bleiben. Sicher dies, daß er uns Christen die „selige Nacht“ wiedergeschenkt hat, in der wir alljährlich unsere Erlösung feiern.

12. Warum ist die Pfingstwoche Quatemberwoche?

Vielleicht erinnerst du dich aus deiner Schulzeit noch an das Merksätzchen, an dem du dir merken solltest, welche vier Wochen des Jahres die Kirche als Quatemberwochen hält, d. h. als Wochen, in denen man früher am Mittwoch, Freitag und Samstag fastete („Einkehr-Wochen“ würden wir sie heute nennen) im Zeichen vierteljährlicher

Besinnung, im Zeichen des Erntedankes (das gilt allerdings nicht von der zuletzt eingeführten Frühlings-Quatemberwoche) und schließlich im Zeichen des Gebetes der Gemeinde für die, die am Ende dieser Woche in der Bischofskirche geweiht werden. Darin sah man in alter Zeit eine unerläßliche Vorbereitung für den Bischof, für die Weihekandidaten und das Volk, daß dem Weihetag (ursprünglich war es eine Weihenacht zwischen Quatembersamstag und -sonntag) eine Fastenwoche voraufging. Das Sprüchlein lautet:

Nach Asche, Pfingsten, Kreuz, Luzei
gedenke, daß Quatember sei!

Das will sagen, daß jedes Jahr die Woche nach dem Aschermittwoch, die Woche nach Pfingsten, die Woche nach dem Feste Kreuzerhöhung am 14. September und die Woche nach dem Fest der heiligen Luzia am 13. Dezember Quatemberwochen sind.

Am Zeitpunkt von Frühjahrs-, Herbst- und Winterquatember ist nichts Auffälliges. Dagegen ist für den, der ein bißchen überlegt, eine Quatemberwoche unmittelbar nach Pfingsten befremdend. Wie paßt es zusammen, daß die Oktav eines so hohen und freudigen Festes, von dem es einst in der Schule hieß, es sei der Mittelpunkt eines eigenen dritten Festkreises, zugleich eine Fastenwoche sein soll?

Das kann man nur verstehen, wenn man weiß, wie das Pfingstfest eigentlich gedacht ist. Es schaut in Wirklichkeit nämlich gar nicht vorwärts, sondern rückwärts. Es ist der festliche Schlußtag der fünfzigtägigen Osterfeier. Das ha-

ben wir zwar nicht mehr im Gefühl, aber so war es gedacht: Ostern, das große Jahresfest unserer Erlösung, sollte nicht einen und nicht drei und nicht acht, sondern fünfzig volle Tage dauern, damit unser Osterjubiläum durch „selige fünfzig Tage“ (so nannten die alten Christen diese schönste Zeit des Jahres) ausschwingen könne. Seine Zusammenfassung und Krönung findet dieser Osterjubiläum dann am fünfzigsten Tag im dankbaren Gedächtnis dessen, der als eigentliches Ostergeschenk des Herrn, als köstliche Frucht der Erlösung am fünfzigsten Tag nach Ostern über die Jünger im Saale kam, des Heiligen Geistes. Sicher hatte der Katechismus recht, wenn er Pfingsten ein Fest des Heiligen Geistes nannte, aber er hätte hinzufügen sollen, ein Fest des Heiligen Geistes, der der Kirche als Ostergeschenk, als Frucht der Erlösung gegeben wurde. Selbst der Name des Pfingstfestes schaut zurück nach Ostern. So wie die Liturgie den achten Tag nach einem Feiertag vom lateinischen Zahlwort „der achte“ her „Oktav“ nennt, so nennt sie den fünfzigsten Tag nach Ostern vom griechischen Zahlwort „der fünfzigste“ her „Pentecoste“. Daraus ist dann unser deutsches Wort **P f i n g s t e n** geworden.

Solange man Pfingsten in diesem Sinne als den Abschluß und die Fülle von Ostern verstand, dachte man nicht daran, ihm selber noch einmal eine Oktav zu geben, und erst recht wäre niemand auf den unhaltbaren Gedanken gekommen, dieses österliche Schlußfest zum Mittelpunkt eines neuen, in sich ruhenden Festkreises zu erklären. Man sagte sich vielmehr: Jetzt, nach fünfzig Ta-

gen Festfreude, in denen von Buße und Fasten keine Rede war, ja, in der selbst das Knien verpönt war, nach fünfzig Tagen Osterfeier, die im Pfingstfest dankbar-frohen Ausklang gefunden haben, dürfen die Gläubigen ruhig wieder spüren, daß sie trotz allen Osterjubels selber noch im Karfreitag stehen.

So kam es, daß man unmittelbar auf Osterzeit und Pfingstfest die Sommer-Quatemberwoche mit ihrem Buß-Fasten folgen ließ.

13. Warum fällt das Herz-Jesu-Fest immer auf einen Freitag?

Nicht alle Katholiken sind sich klar darüber, daß in den letzten Jahrzehnten das Fest des Heiligsten Herzens unseres Herrn zum Rang eines kirchlichen Hochfestes aufgestiegen ist. Es gehört ja nicht zu den gebotenen Feiertagen, und so pflegt es den vielen, allzu vielen, die immer noch meinen, am Werktag sei die Kirche nur für alte Frauen da, ganz zu entgehen. Ich bin überzeugt, daß auch mancher Leser dieses Kapitels in ziemliche Verlegenheit geriete, wenn ich ihn auf den Kopf zu fragen würde, was das denn für ein Freitag sei, auf den alljährlich das Herz-Jesu-Fest fällt? So will ich das erst einmal sagen: Es ist der Freitag nach der Oktav von Fronleichnam, also der dritte, aber der erste freie Freitag nach Pfingsten (der erste fällt in die Pfingst-, der zweite in die Fronleichnamsoktav, die allerdings ab 1956 ausfallen wird).

Warum mag man — so lautet unsere Frage — für dieses Fest ausgerechnet einen Freitag ge-

wählt haben? Weil die Gedankenwelt des Herz-Jesu-Festes auf das innigste mit dem Karfreitag zusammenhängt. Das Herz des Herrn verehren, heißt ja nicht, eine sentimentale Sonderandacht pflegen (wenn auch manche frommen Bücher und auch leider noch viel mehr fromme Bilder diesen Eindruck erwecken), sondern die Liebe feiern, die uns erlöst hat. Das hat man zwar getan, solange es Christen auf der Welt gibt, und alle Feste des Herrn, die wir das Jahr über feiern, meinen im Grunde nichts anderes als diese Liebe. Aber erst die Frömmigkeit der letzten Jahrhunderte hat begonnen, sie im packenden Symbol des Herzens darzustellen. Die große Offenbarung dieser Liebe aber ist das Kreuz, ihr schönstes Zeichen sind die weitausgebreiteten Arme und die von der Lanze des Soldaten geöffnete Herzwunde des gekreuzigten Erlösers. Am Karfreitag gilt zwar alles Sinnen und Beten der Kirche dem Kreuz, aber sie kommt gewissermaßen nicht dazu, es als Zeichen der Liebe zu sehen, so sehr ist ihr Herz von Trauer erfüllt über die abgründige Bosheit derer, die ihren Bräutigam gekreuzigt haben — und immer noch kreuzigen. So kam der Gedanke auf, der erlösenden Liebe, die uns im Kreuze des Herrn begegnet, nach Ostern einen eigenen frohen Feiertag zu widmen, gleichsam einen nachgeholtten Karfreitag. An einem Freitags sollte er gehalten werden. So mußte man bis zum ersten freien Freitag nach Abschluß der Osterzeit warten und kam auf den Freitag nach der Fronleichnamsoktav. So erklärt es sich auch, daß man an diesem freudigen Herrenfeiertag ein Karfreitags-Evangelium liest: „Einer der Soldaten

öffnete Seine Seite und sogleich kam Blut und Wasser heraus.“ Aus den gleichen Gründen hat man übrigens für das segensreiche Gedächtnis des Herzens Jesu am Anfang eines jeden Monats den Freitag gewählt und auch am Herz-Jesu-Freitag liest man das Karfreitags-Evangelium von der durchbohrten Seite des Erlösers, aus der Blut und Wasser kam.

Es ist mit dem Herz-Jesu-Fest ganz ähnlich wie mit dem Fronleichnamfest. Fronleichnam wird am ersten freien Donnerstag nach Abschluß der Osterzeit gehalten, weil es ein nachgeholtter Gründonnerstag sein will. Dankbarkeit und Freude über das eucharistische Geheimnis, die sich am stillen, ernsten Gründonnerstag nicht recht entfalten konnten, haben sich einen hellen, nachösterlichen Feiertag der Eucharistie geschaffen, an dem sie nicht nur das Gotteshaus, sondern darüber hinaus Straße und Feld erfüllen wollen. Vielleicht ist es kein Zufall, daß beidemal bei diesem liebevollen Nachholen das Herz einer heiligen Frau im Spiel ist: bei Fronleichnam das der seligen Juliana von Lüttich, beim Herz-Jesu-Fest das der heiligen Margaretha Maria Alacoque.

Wenn wir alljährlich fünfzig Tage lang mit dankbarem Alleluja unsere Erlösung gefeiert haben, dann soll uns in zwei letzten innigen Feiertagen, die gewissermaßen die Summe aller Erlösungsfeier ziehen, zum Bewußtsein kommen, daß die Erlösung immer noch fortwirkt im Geheimnis unserer Altäre und daß sie ihren tiefsten Wurzelgrund im Herzen des Herrn hat, in der Liebe Christi.

14. Warum feiern wir die Aufnahme Mariens in den Himmel in der Erntezeit?

Ich kenne keinen schöneren deutschen Festnamen als den, den die immer besonders kraftvolle süddeutsche Kirchensprache dem Haupt-Muttergottesfest des Jahres, dem Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel, gegeben hat. Im Gegensatz zu den gewöhnlichen Frauentagen nennt sie es den „Großen“ oder noch schöner, den „Hohen Frauentag“. Das klingt wie festlicher Glockenton, doppelt festlich, seit wir das Geheimnis dieses Festes mit der heiligen Gewißheit des Glaubens umfassen dürfen: Maria ist uns als erste der Erlösten mit Leib und Seele voraufgegangen in die Herrlichkeit ihres Sohnes. Gewiß sagt unser „Mariä Himmelfahrt“ diesen Festinhalt deutlicher aus, aber es klingt nicht so voll, und — es ist nicht ganz richtig. Kirchliche Redeweise vermeidet es, für Mariens leibliche Heimkehr in den Himmel, die nicht aus eigener Kraft, sondern aus der ihres Sohnes geschah, das gleiche Wort zu gebrauchen wie für das selbstmächtige Aufsteigen Christi. In der Kirchensprache und bei allen westlichen und südlichen Völkern heißt nur der vierzigste Tag nach Ostern „Fest des Aufstieges Christi“, der 15. August aber „Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel“.

Aber im alten Tiroler Bauernkalender stand beim 15. August hinter „Großer Frauentag“ noch ein zweiter, mindestens ebenso schöner Name für unser Muttergottesfest: „Unsere liebe Frau in den Ähren“. Unwillkürlich verbindet sich ja für

uns alle das festliche Bild dieses sommerlichen Muttergottesfeiertages mit dem Bild der Erntegarben draußen auf den Feldern.

Ich kann mir nicht gut denken, daß dieses Zusammentreffen unseres Marienfestes mit der Erntezeit reiner Zufall sein soll. (In Konstantinopel hat man schon vor mehr als 1000 Jahren an diesem Tag die ersten reifen Trauben an das Muttergottesbild gehängt, und es gibt Weindörfer an der Mosel, die das bis heute so halten.) Die Bibel spricht gern vom Jüngsten Tag als vom Welt-Erntetag. „Lege deine Sichel an und schneide“, so ergeht in der Geheimen Offenbarung 14, 15) der Ruf an den Gerichtsengel, „gekommen ist die Stunde zum Ernten; denn die Ernte der Welt ward reif.“ Tatsächlich wird dieser letzte Tag der Tage Gottes großer Erntetag sein; die Gräber werden sich auftun, und der Herr wird alles, was sich nicht freventlich von Ihm getrennt hat, sammeln und heimführen in Seine ewigen Scheunen. Ist es nicht wie ein Anfang dieses Erntetages gewesen, als die Erste der Erlösten, Maria, mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen wurde! Ist sie nicht die erste Garbe von Gottes Ackerfeld, die erste köstliche Traube aus dem Weinberg, den ihr Sohn und Bräutigam gepflanzt! Jedes Jahr, wenn auf unseren Feldern draußen Erntezeit ist, möchten wir den Anfang des großen kommenden Welt-Erntetages freudig begehen: Mariens Aufnahme in den Himmel!

Es scheint, daß unseren frommen Vorfahren dieser tiefe Zusammenhang noch lebendiger im Bewußtsein stand als uns. Sie hatten den Brauch,

von dem festlichen Strauß, dem sog. „Krautwisch“, der im Hochamt des 15. August zu Ehren Mariens gesegnet wird, etwas in die erste Garbe zu stecken, die vom Feld heimkam. Das hieß so viel wie: O Maria, bitte für unsere Ernte! Aber leise und unausgesprochen klang es in der Tiefe des Herzens mit: O Maria, die du selber so eine erste Garbe gewesen bist, selig heimgebracht in Gottes ewige Scheunen! Wenn man dann von diesem gleichen „Krautwisch“ des Hohen Frauentages dem Toten im Sarg etwas unter den Kopf legte, so war auch das als ein Gebet um Mariens Fürbitte gedacht, bei dem es leise mitklang: Möge es diesem toten Leib am Ende ergehen, wie es Mariens totem Leibe ergangen ist. Möge auch er einmal auf Mariens Fürbitte als Garbe glücklich heimgebracht werden in die ewigen Scheunen an Gottes großem Erntetag!

Nach diesem kommenden Erntetag Gottes sollen sich alljährlich am Festtag „Unserer lieben Frau in den Ähren“ unser aller Blicke und Herzen erheben im Gedächtnis derer, die als erste Garbe mit Leib und Seele einging in die Herrlichkeit ihres Sohnes. Deshalb feiern wir alljährlich in der Erntezeit das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel.

15. Warum feiern wir die meisten Heiligen an ihrem Todestag?

Es gäbe viele Tage, an denen man einen Heiligen feiern könnte: den Tag, an dem er in diese Welt eingetreten, oder besser noch den Tag, an dem er durch die Taufe in die Familie Gottes ein-

getreten ist. Ist der Heilige ein Bischof oder ein Priester gewesen, so könnte man den Tag feiern, an dem er durch die Weihe dieses sein heiliges Amt empfangen hat. Aber statt dessen hält sich die Kirche fast immer an den Todestag und feiert an ihm das Gedächtnis ihrer Heiligen. Wie mag das wohl kommen?

Wenn wir das Helden- und Heiligenbuch der Kirche, das sog. Martyrologium, aufschlagen, finden wir eine uralte, aus der Zeit der Märtyrer auf uns gekommene Bezeichnung des Sterbetages der Heiligen, die uns alles erklärt: *natalis*, d. h. Geburtstag. — Die Kirche macht Ernst mit etwas, mit dem wir alle Ernst machen sollten und doch so wenig Ernst machen: Sie denkt christlich vom Tode. Sie ist zu innerst überzeugt, daß er nur scheinbar Ende, in Wirklichkeit aber Anfang des wahren, ewigen Lebens ist. Was voraufgeht, sind eigentlich nichts als die Geburtswehen dieses wahren Lebens, wie der Heiland es uns in einem der schönsten Evangelien des ganzen Jahres erklärt: „Ihr werdet traurig sein, aber eure Traurigkeit wird sich in Freude verwandeln. Eine Mutter ist traurig, wenn ihre Stunde da ist. Nach der Geburt aber denkt sie nicht mehr an die Angst, aus Freude darüber, daß ein Mensch in die Welt gekommen ist“ (Joh 16, 21). Wenn die Kirche eines ihrer heiligen Kinder feiert, dann gilt ihre Festfreude ja gerade der Tatsache, daß dieser Mensch durch alle Geburtswehen hindurch in das wahre Leben eingegangen ist und nun in ihm weilt und Fürsprecher für uns ist. Deshalb will sie den Anfangstag dieses wahren Lebens feiern, den Tag,

der für unser stumpfes Auge Todestag ist, für ihr ungetrübtes Glaubensauge aber dies natalis, Geburtstag für den Himmel.

Aber noch ein anderer Grund macht den Todestag der Heiligen zum Gedenktag besonders geeignet. Heilig sein heißt im Grunde nichts anderes als dem gleichen, von dem wir im Gloria singen: „Du allein bist heilig!“ Ein Mensch ist um so heiliger, je mehr er Christus ähnlich ist, herangereift, wie Paulus sagt, zur Vollreife des Mannesalters Jesu Christi. Nie aber ist in einem Heiligen diese Ähnlichkeit größer gewesen als in dem Augenblick, in dem er die neunte Stunde seines Karfreitags gekommen sah und mit seinem Herrn bereitwillig und froh die Hände ausbreitete und sprach: „Es ist vollbracht!“ Erst in dieser Stunde ist er gänzlich in die Ähnlichkeit seines Meisters eingegangen, in Sein Todesschicksal, aber auch in Seinen Hinübergang durch den Tod in das Leben.

Für eine Gruppe von Heiligen gilt das in besonderer Weise, und für sie hat sich auch zuerst die Sitte gebildet, den Todestag als Gedächtnistag zu feiern, für die Märtyrer. Sie sind aus Liebe zum Herrn Ihm auch in der Art des Sterbens ähnlich geworden, im Hinschenken des Lebens in freiwilligem Zeugentod für die Botschaft des Evangeliums. So haben sie in besonderer Weise an ihrem Todestag Anteil erhalten am Todessieg ihres Meisters.

Deshalb also möchte die Kirche das Gedächtnis ihrer heiligen Söhne und Töchter möglichst an ihrem Todestag feiern: An ihm sind sie zutiefst

in die Ähnlichkeit mit Christus eingegangen, an ihm sind sie mit Christus der Welt gestorben, um in Ihm das ewige Leben zu beginnen. Ihr Todestag wurde ihnen zum *dies natalis*, zum Geburtstag des wahren und ewigen Lebens.

16. Warum stehen wir beim Evangelium auf?

Es ist eine Anstandspflicht, die man uns schon eingeprägt hat, als wir noch kleine Kinder waren: Wenn ein Höhergestellter vorübergeht oder eintritt, steht man auf, wenn man bis dahin gesessen hätte, und zeigt damit die Achtung, die man ihm entgegenbringt. Dieses Gesetz gilt auch im Gotteshaus. Zum ersten Male sollte es übrigens in ihm schon in dem Augenblick praktisch werden, in dem der Priester die Sakristei verläßt und zum Altar schreitet. Da sollte die Gemeinde nicht knien bleiben, sondern zur Begrüßung dessen, der nun Christus unter ihnen vertreten soll, ehrfürchtig aufstehen. Leider ist das noch lange nicht überall durchgeführt. Aber es gibt Gegenden und Länder, in denen das ganz selbstverständliche Gewohnheit ist.

An einer Stelle der Messe allerdings steht man in aller Welt auf. Da ist es vorgeschrieben: beim Evangelium. Ich glaube, man kann dafür zwei Gründe anführen. Der erste ist klar aus dem, was wir eben gesagt haben. Beim Evangelium kommt ein wahrhaftig „Höhergestellter“, kommt zum ersten Male der Herr selber auf uns zu, noch nicht leibhaftig wie nachher bei der heiligen Wandlung; hier kommt er erst einmal in

Seinem Wort. Nicht mehr nur Apostelworte klingen jetzt durch die Kirche wie bei der Epistel (bei der wir uns deshalb auch bei der Gemeinschaftsmesse besinnlich lauschend hinsetzen dürfen), sondern die lebendigen und lebenspendenden Worte des Herrn selbst. Es gibt ja kaum ein Evangelium, in dem es nicht auf einmal heißt: „Jesus aber sprach . . .“ Aus Ehrfurcht vor dem, der da gleichsam noch einmal seinen Mund auftut und die Worte von damals in unser Ohr und in unser Herz sagt, stehen wir auf und hören. Gottlob wird uns ja jetzt meistens durch gleichzeitige oder nachträgliche Verlesung in der Muttersprache Gelegenheit gegeben, wirklich hörend und verstehend zu folgen. Dann sollen wir aber auch an dieser Stelle unser Meßbuch zumachen und wirklich hören!

Aber unser Aufstehen beim Evangelium hat noch einen anderen Grund. Was der Herr uns hier sagt, ist nicht nur „Frohbotschaft“ (das ist ja die deutsche Übersetzung des griechischen Wortes Evangelium), sondern auch Auftrag.

Was wir gehört, müssen wir im eigenen Lebens- und Familienkreis verwirklichen, damit die Welt, soweit es an uns liegt, immer mehr vom Geist des Evangeliums erfüllt werde. Wer aber vor seinen König tritt, um einen dringlichen Auftrag von ihm zu empfangen, der wird sich nicht erst umständlich hinsetzen oder niederknien; der wird auch in gestraffter äußerer Haltung verraten wollen, daß er bereit ist, „stehenden Fußes“ auszuführen, was ihm aufgetragen ist. Im Geiste solch freudiger, ich möchte sagen laienapostoli-

scher Bereitschaft sollten wir das Evangelium anhören. Auch deshalb hören wir es stehend.

Aber — so wirst du vielleicht fragen — warum sind wir denn gelehrt worden, in dem Augenblick, in dem der Herr leibhaftig in die Versammlung tritt, beim Erklingen der Wandlungsschelle, nicht ehrfürchtig aufzustehen, sondern ehrfürchtig niederzuknien? Da muß ich dir zunächst — vielleicht zu deiner Verwunderung — sagen, daß viele Jahrhunderte lang bei der Wandlung tatsächlich ehrfürchtiges Stehen Brauch war und im Osten heute noch Brauch ist. Als der Heilige Vater im Heiligen Jahr in St. Peter einem byzantinischen Hochamt beiwohnte, ist er zur Verwunderung der Gläubigen des lateinischen Ritus nach östlichem Brauch bei der Wandlung stehengeblieben. Im Abendland ist später das Gefühl der menschlichen Kleinheit und Unwürdigkeit vor dem hereintretenden ewigen König langsam so stark geworden, daß man doch die Ehrfurchtsgebärde des Sich-klein-Machens, d. h. des Niederkniens, vorzog, und ich denke, auch das hat seinen guten Sinn.

17. Warum folgt auf die Predigt das allgemeine Gebet?

Wer weiter als zwanzig Jahre zurückdenken kann, weiß noch genau, wie selbstverständlich das früher zu jedem Sonntagshochamt gehörte, daß der Priester nach der Predigt von der Kanzel herunter anstimmte: „Allmächtiger, ewiger Gott“, und alles Volk unter der Kanzel fiel ein

und sprach im Chor das lange Gebet für die Nöte und Anliegen der Christenheit, das im Gebetbuch den Titel trägt: „Das Allgemeine Gebet“. Leider ist dieser Brauch inzwischen an vielen Orten abgekommen, und Priester und Gläubige ahnen nicht, welch jahrtausendalte Kostbarkeit der Meßliturgie sie damit aufgegeben haben.

Was hat es mit diesem Allgemeinen Gebet für eine Bewandnis? Es ist ein uralter Gedanke in der Kirche gewesen, der Lesegottesdienst, mit dem die Messe beginnt, müsse mit einem großen Fürbittgebet der Gläubigen für alle Stände und Nöte der Kirche schließen. Es gibt noch einen altertümlich-ehrwürdigen Lesegottesdienst im Jahr, den wir bis heute in dieser Weise abschließen. Wenn am Karfreitag die dritte Lesung, nämlich die Passion nach Johannes (und die etwa anschließende Predigt) vorüber ist, folgen die „Großen Fürbitten“ für die Stände und Anliegen der Kirche, die zum Ergreifendsten gehören, was die katholische Liturgie kennt. Hier haben wir das Urbild des Allgemeinen Gebetes, wie es einst am Ende jedes Lesegottesdienstes stand. In Rom ist es später verkümmert, und seine Aufgabe hat die Kyrie-Litanei am Anfang der Messe übernommen. Aber was man in Rom aufgab, hatte jenseits der Alpen ein zäheres Dasein. In Frankreich, England und Deutschland lebte durch das ganze Mittelalter die altrömische Sitte fort, den Lesegottesdienst mit einem Wechselgebet von Priester und Volk für die Anliegen der Kirche abzuschließen. Der heilige Petrus Canisius hat im 16. Jahrhundert aus diesem lita-

neiartigen ein blockartiges Gebet gemacht, eben jenes Allgemeine Gebet, das bis heute im Gebetbuch steht.

Was war nun der Sinn dieses altehrwürdigen Brauches, den Lesegottesdienst mit einem großen Fürbittgebet des Volkes abzuschließen? Ich glaube, es war dieser: An der Schwelle des eigentlichen Opfergeschehens sollte das Herz des Volkes — im besinnlichen Hinlauschen auf die Schriftlesungen und auf die Predigt still geworden — jedesmal innwerden, daß die nun folgende Feier gewissermaßen das große Sammelbecken für alle Nöte und Anliegen ist, die des eigenen Herzens und erst recht die großen der Kirche und der Welt. Hier will ja ein anderer für all unsere Not beten und flehen, Gottes einziges, liebstes, für uns in den Tod dahingegebenes Kind.

Ich fürchte, das, was das Allgemeine Gebet hier einprägen wollte, ist vielen, auch guten Katholiken, verloren gegangen. Wenn irgendein Leid sie trifft — sagen wir, ein Kind wird plötzlich schwer krank —, dann ist es zwar ein Trost für sie, daß sie dieses Leid der Muttergottes oder der kleinen heiligen Theresia klagen können (und das ist sicher ein echter und guter katholischer Trost); aber der große Trost, zu dem alle Marien- und Heiligenverehrung sie zuletzt hinführen will, steht ihnen nicht mehr lebendig und alles beherrschend im Gemüte, der Trost, daß sie das Leid um dieses kranke Kind schon am nächsten Morgen hineintragen können in die eine große Zuflucht aller Nöte der Familie Gottes: in die am Altar von neuem ausgebreiteten Arme des Herrn.

Da ist es sehr zu begreifen und zu begrüßen, daß man neuerdings allerhand hoffnungsvolle Anstalten macht, das Allgemeine Gebet nach der Predigt wieder zu beleben. Den schönsten dieser Versuche habe ich in einer Pfarrkirche in Paris gesehen. Dort liest man in jedem Sonntagshochamt nach der Predigt die Anliegen vor, die die Gläubigen im Laufe der Woche in ein großes Buch niedergeschrieben haben, das zu diesem Zweck am Eingang der Kirche offenliegt. Es war ergreifend, was nur auf den beiden vor mir aufgeschlagenen Seiten, oft in ungelungenen und fehlerhaften Zeilen, an Großstadtseelennot zusammengefloßen war:

Daß ich meinen Vater wiederfinde.

Daß ein Sünder den Frieden finde und sich bekehre.

Daß ich in der Versuchung nicht unterliege.

Gib, Herr, daß er sehend werde!

Für die Bekehrung meines Gatten.

Ich glaube, wenn in jener Pfarrkirche am Sonntag nach der Predigt dieses „neumodische“ Allgemeine Gebet am Altar verlesen wird, braucht man keinem im Schiff mehr zu erklären, warum das geschieht und warum das an dieser Stelle der Messe geschieht. Jeder wird ergriffenen Herzens spüren, wie hier das Leid der Welt einmünden will in den einen großen, rettenden Hafen, in die liebend ausgebreiteten und zugleich fürbittend erhobenen Hände unseres in den Tod dahingegebenen Erlösers.

18. Warum wird dem Opferwein ein Tröpfchen Wasser beigegeben?

Vielleicht bist du einmal in deiner Jugend Meßdiener gewesen, und du erinnerst dich genau, wie du, wenn du allein zu dienen hattest, beim Offertorium in die rechte Hand das Fläschchen mit dem Opferwein nahmst und in die linke Hand das Kännchen mit Wasser, und wie dann am Altar der Priester, wenn er vom Opferwein in den Kelch geschüttet hatte, mit „goldenem“ Löffelchen einen Tropfen Wasser aus dem Kännchen in deiner Linken nahm und ihn behutsam zum Wein in den Kelch fallen ließ. Seit dieser Zeit weißt du es nicht anders, als daß in dem heilig-feierlichen Spiel am Altar allsonntäglich auch dieses kleine Wassertröpfchen seine Rolle hat.

Aber ich glaube, es gibt nicht viele Leute in der Kirche, auch nicht viele ehemalige Meßdiener, die verstehen, was dieses Tröpfchen jedesmal zu sagen hat. Will es nur daran erinnern, daß man einst im Morgenland und gewiß auch im Abendland, den Wein mit Wasser mischte? Sicher will es mehr. Wenn du gewohnt bist, die heilige Messe aus deinem Meßbuch mitzubeten und dich an das Gebet erinnerst, das der Priester zum Einschenken des Wassertropfens in den Kelch spricht, wirst du sagen: Der Tropfen Wasser soll die heilige Menschheit Christi darstellen, die unlösbar verbunden und angenommen ist von der zweiten Person der Gottheit, so unlösbar, wie dieser Tropfen Wasser nun angenom-

men wird vom Wein. Das ist eine sehr gute und sehr alte Antwort. Sie stammt aus den Zeiten, in denen die Kirche um dieses Geheimnis von den zwei Naturen Christi heiß mit den Irrlehren zu kämpfen hatte.

Aber es gibt noch eine bessere, ältere, eigentlichere Deutung. Das Wasser, das beim Offertorium in den Kelch kommt, war in alter Zeit wie Brot und Wein — und wie heute noch das Opfergeld — eine Opfergabe des Volkes, von seinen Vertretern, den Sängern aus dem Chor, feierlich zum Altar gebracht. Es war gedacht als sinnbildliche Opfergabe, in der das Volk mit besonderer Deutlichkeit sich selber dargestellt sah. Das hängt mit der Bildsprache der Heiligen Schrift zusammen, die gerne die Völker mit Wassern vergleicht (Geh. Offb. 17, 15). Es ist übrigens nicht so ausgefallen, wie es dir vielleicht auf den ersten Blick vorkommt. Das Bild muß tief im Menschenherzen stecken. Sprechen wir nicht auch in unserer Muttersprache von einem Menschen-„Meer“, vom Zusammen-„Strömen“ und „Anschwellen“ und „Wogen“ einer Menschenmenge? Im Sinnbild des Wassers bringt also das Volk gleichsam sich selber zum Altar. Mit dieser letzten kleinen Gabe, die man in den Kelch Christi einsenken wird, sagt es am deutlichsten, was all sein Bringen an dieser Stelle der heiligen Messe meint, selbst wenn's nur ein Zehnpfennigstück ist, das als Opfergeld zum Opferaltar gebracht oder auf den Opferteller gelegt wird (nicht ohne Grund geht er gerade an dieser Stelle der Messe herum). All dieses Bringen des Volkes

meint nur eines: hineingehen, sich gänzlich hineingeben, untertauchen im Opfer Christi, so wie dieses Wasser untertaucht im Wein des Kelches Christi.

Mit dieser alten Deutung hängt auch der Segen zusammen, den der Priester scheinbar dem Wasser gibt. Er gilt nicht dem Wasser, sondern dem Volk, das durch das Wasser dargestellt ist. Man sieht es schon daran, daß der Rest des Wassers nachher fortgeschüttet wird. Das täte man doch mit gesegnetem Wasser nicht. Aber noch besser sieht man es daran, daß dieser Segen in den Totenmessen ausfällt, in denen ja auch am Schluß das Volk sich in solch einer Messe auf die Toten konzentrieren soll.

Ich habe einmal von einem Kaplan gelesen, der in unser Frage den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Er hat zu dieser Stelle der heiligen Messe seinen Kindern das Sätzchen eingepreßt: „Das Wassertröpfchen, das bin ich!“ Ich könnte mir gut denken, daß auch ein erwachsener Christ sich zuweilen an dieser Stelle der heiligen Messe dieses Kindersätzchen vorsagen würde, und auf einmal käme ihm die unscheinbare Zeremonie dort am Altar vor wie ein kleines Fenster, durch das der Blick dennoch hinausgeht in eine große Welt, in die Welt des großen, frohmachenden Christengeheimnisses, das da heißt: mit jeder heiligen Messe tiefer hineinwachsen dürfen in das Opfer, in den Tod — und in das Leben Christi.

19. Warum werden die letzten Worte des Kanons laut gesungen?

Seit etwas mehr als tausend Jahren wird das entscheidende Mittelstück der Messe, der sogenannte Kanon, im lateinischen Westen nicht mehr wie in den ersten Jahrhunderten vom Priester laut gesungen, sondern still gebetet. Die Gläubigen sollen am plötzlichen Verstummen des Priesters am Altar spüren, daß es nun gilt, mit ihm in tiefer Ehrfurcht und innigem Mitbeten die innerste und heiligste Zone des Herrenvermöchtnisses zu betreten.

(So sehr das Sanctus-Lied und auch gute Lieder nach der Wandlung zu ihrem Recht kommen sollen, so tut es uns doch gut, wenn wir wenigstens zuweilen die gebetserzieherische Kraft wirklicher Kanonstille an uns erfahren können.) Nur vier kleine Worte im Kanon sind von Anfang an in dieses Stillbeten nicht einbezogen worden, und zwar sind es die vier allerletzten. Sie singt der Priester nach dem langen Schweigen des Kanons bis auf den heutigen Tag auf einmal wieder laut: *Per omnia saecula saeculorum*. Weil dann gleich das lautgesungene *Pater noster* folgt, kann man leicht auf den Gedanken kommen — und ich glaube, viele sind in diesem Irrtum befangen —, unser *Per omnia saecula saeculorum* sei eine *Pater-noster*-Einleitung. In Wirklichkeit haben die beiden nicht das geringste miteinander zu tun. Zwischen ihnen läuft der tiefe Einschnitt, der in der Messe die „Darbringung“ von der „Speisung“ trennt. *Per omnia saecula*

s a e c u l o r u m ist mit seinem Amen das letzte Wort des Kanons, das P a t e r n o s t e r das erste Wort des Kommunionteils.

Warum mag man ausgerechnet für diese vier kleinen, unscheinbaren Worte eine Ausnahme gemacht haben, als man mit dem Stillbeten des Kanons begann? In ihrem Inhalt kann das doch kaum begründet sein. Gewiß ist der Gedanke groß und wichtig, daß es der „von Ewigkeit zu Ewigkeit“ herrschende Gott ist, zu dem Gebet und Opfer aufsteigen. Aber das steht doch genau in der gleichen Form am Ende aller liturgischen Priestergebete, und wenn man es um des Inhalts willen hätte hervorheben wollen, dann hätte man die ganze Schlußformel und nicht die abgerissenen vier letzten Worte laut singen müssen. Die Ausnahme ist anders begründet. Man wollte dem Volk, wenn es auch den Kanon der Messe nicht mehr hören konnte, doch unter allen Umständen sein uraltes Recht belassen, zu dem, was da am Altar geschehen und gebetet worden war, am Schluß mit feierlichem „Amen“ sein Ja zu sagen. Wenn dieses Amen aber nicht in der Luft hängen sollte, mußte man wenigstens das „Stichwort“, auf das es folgt, laut singen lassen.

Hier zeigt es sich, daß unser auf den ersten Blick vielleicht müßig erscheinendes Verhandeln über die vier kleinen lateinischen Wörtchen am Ende des Kanons doch nicht umsonst war. Wir verstehen auf einmal, warum die Alten und warum noch unser Heiliger Vater in seinem Welt-rundschreiben über die Liturgie gerade um dieses unscheinbare Amen vor dem Pater noster

so viel Wesens machen. Es ist tatsächlich das wichtigste Amen der ganzen Liturgie und der ganzen Messe. Mit ihm gibt das versammelte Volk — nach einem berühmten Vergleich des heiligen Augustinus — seine Unterschrift unter das eucharistische Geschehen auf dem Altar. Mit ihm bringt es immer wieder zum Ausdruck, daß der Priester zwar der alleinige „Verwandler“, aber deshalb durchaus nicht der alleinige Darbringer des göttlichen Opferlammes ist. Das „heilige Volk Gottes“ hinter ihm hat in der Stille nicht nur mitgebetet, sondern auch mitdargebracht, was er in Händen hielt. Das will es am Ende des großen Gebetes der Danksagung und Darbringung mit lautem und feierlichem Ruf zum Ausdruck bringen: Ja, so soll es sein! Dein Gebet war unser Gebet, deine Gabe unsere Gabe.

Die Alten werden nicht müde, dieses große eucharistische Amen des Volkes hervorzuheben. Schon in der ältesten, noch ganz knappen Schilderung der römischen Messe, die uns der Märtyrer Justin († um 165) hinterlassen hat, lesen wir: „Wenn die Danksagung vorüber ist, ruft alles Volk, das da ist, und spricht: Amen.“ Ein paar Jahrhunderte später wird uns berichtet, daß das Amen am Schluß des Kanons „gleich einem himmlischen Donner“ von den Wänden der Basilika widergeklungen habe.

Ist es nicht eigentlich ein Jammer, lieber Leser, daß erstens die meisten unter uns von diesem wichtigsten Amen der Messe überhaupt nichts wissen, und daß es zweitens in unseren Kirchen im allgemeinen alles andere als ein Volks-Amen

ist, das von den Wänden des Gotteshauses gleich himmlischem Donner widerklingt? Ich kann mir nicht helfen: mir geht es jedesmal wie ein Stich durchs Herz, wenn ich in einem Hochamt in einer Kirche bin und das „heilige Volk Gottes“ wird immer wieder vom Altar her angeredet und angerufen, aber es bleibt stumm in seinen Kirchenbänken und rührt sich nicht, und selbst bei diesem, seinem wichtigsten, uralt-ehrwürdigen Amen läßt es sich durch den Chor oder gar nur durch den Küster vertreten. Ob das immer und ewig so bleiben muß?

20. Warum soll auch im Hochamt die heilige Kommunion ausgeteilt werden?

Ich erinnere mich gut, wie ich vor Jahren eines schönen Sonntagmorgens im Sprechzimmer eines Pfarrhauses saß und unfreiwilliger Zuhörer eines Gesprächs zwischen zwei Männern vom Kirchenvorstand wurde, die draußen auf dem Gange mit dem abgezählten Kollektengeld auf den Pfarrer warteten. Zunächst konnte ich nur unterscheiden, daß sie gemeinsam über etwas schimpften, aber dann hörte ich einzelne Brocken heraus wie „Nie gewesen!“ und „Neumodischer Unfug in der Kirche!“ und zwischendurch war merkwürdigerweise immer wieder von „faulen Weibern“ die Rede. Auf einmal konnte ich mir das Ganze zusammenreimen. Es ging um die kürzlich in der Pfarrei eingeführte Sitte, auch im sonntäglichen Hochamt den Gläubigen Gelegenheit zum Empfang der heiligen Kommunion

zu geben. Offenbar waren mit der nicht gerade schmeichelhaften Titulatur „faule Weiber“ die damals noch wenigen Frauen gemeint, die von dieser Gelegenheit Gebrauch machten, nicht ahnend, welch schweres Leid sie damit über die Männerseite brachten (man denke: eine regelmäßige Verlängerung des Sonntagshochamtes um geschlagene drei Minuten!). Sie waren einfach zu faul, so sagten die Männer, um das Opfer des Frühaufstehens zu bringen, das doch nun einmal von jeher zum Kommunizieren gehöre.

Wie ist man wohl auf den Gedanken gekommen, daß man jetzt allenthalben auch im sonntäglichen Hochamt die heilige Kommunion austeilte? Erstens steht, soweit ich weiß, nirgendwo geschrieben, daß Kommunizieren und Frühaufstehen zusammengehören. Ich kann mir nicht denken, daß der Herrgott es einer Mutter, einer berufstätigen Frau oder einem kränkenden Wesen, das vielleicht erst gegen Morgen einschlafen kann, übelnimmt, wenn es sich am Sonntag erst einmal gründlich ausschläft und sich dann freut, daß ihm auch noch im Hochamt die schönste und richtigste Form der Sonntagsfeier möglich ist, nicht nur am Opfer, sondern auch am Opfermahl teilzunehmen. Ich bin sogar der Meinung, daß der Herrgott über solche „faulen Weiber“ (und Männer) froher ist als über jene, die über sie schimpfen und vielleicht selber nur einmal im Jahr das Hochamt mit der Frühmesse vertauschen, um ihre „Ostern zu halten“.

Zweitens war es wirklich schade, daß man es bei der wichtigsten und feierlichsten Opferfeier

der ganzen Woche, dem „Hochamt“ = Hoch-Amt (wie unsere Muttersprache so schön sagt), früher jahraus, jahrein nicht merkte, daß diese Feier dort am Altar eine M a h l f e i e r ist (so sehr, daß eine Messe, in der auch der Priester nicht kommunizieren würde, keine richtige Messe wäre). Ob es nicht gerade für den Hochamtsbesucher heilsam ist, jeden Sonntag wieder zu erleben, wie das Geheimnis, dem er beiwohnt, sich gleichsam öffnet und auch ihn einlädt, einzutreten in seine innersten Kammern, hinzutreten zum immer bereiten, immer gedeckten heiligen Tisch der Kinder Gottes!

Vielleicht, daß er doch eines Tages das leise Rufen der Liebe versteht, das beim *E c c e A g n u s D e i* an sein inneres Ohr dringt, und die geheimnisvoll-leise Stimme vernimmt, die da sagt: „Wen dürstet, der komme zu mir und trinke!“ Vielleicht, daß es ihm doch eines Tages aufgeht, wie erst aus dieser Quelle die tiefste Sonntagsfreude strömt.

Und was schließlich die Verlängerung angeht, die sich durch die Kommunionsspendung für das Hochamt ergibt, so kann ich mir nicht helfen, es kommt mir immer so einfältig vor, wenn jemand mit dem Herrgott um Minuten feilscht. (Das kommt nicht nur bei Männern vor; es soll ganze Pfarreien geben, die keinen dringlicheren Wunsch an einen neuen Seelsorger haben, als daß er „fix die Messe lesen kann“.) Was würden diese ungeduldigen Männer und Frauen wohl sagen, wenn sie es einmal in ihrem Haus und an ihrem Tisch erleben müßten, daß erwach-

sene Kinder, zu einer Familienfeier ins Vaterhaus eingeladen, nach einer Stunde anfangen, ängstlich auf die Uhr zu schauen, voller Sorge, daß sie den Eltern eine Minute mehr opfern könnten, als unbedingt notwendig ist!

Es ist sicher richtig, daß man in der Kirche und beim Gottesdienst nicht mutwillig ändern soll. Aber es gibt Neuerungen, die sind so verständig, daß man sich mit Verwundern fragt, warum das nicht immer so war. Ich glaube, die Kommunionsspendung im Hochamt gehört zu ihnen.

21. Warum umarmen sich die Priester beim feierlichen Hochamt vor der heiligen Kommunion?

Gewiß ist es dir, lieber Leser, als Kind gegangen, wie es auch mir gegangen ist, daß dir im ganzen feierlichen Hochamt kaum etwas so seltsam eindrucksvoll vorgekommen ist, wie dieses plötzliche Innehalten am Altar mitten in der heiligen Handlung zwischen Agnus Dei und Kommunion. Wenn man es zum ersten Male sähe, würde man seinen Augen nicht trauen. Der Zelebrant wendet sich weg von den heiligen Gaben, die vor ihm auf dem Altare ruhen, und er tut etwas, was man in der strengen und kühlen Welt der Meßzeremonien bestimmt nicht erwarten würde: Im wahren Sinne des Wortes fällt er — wenn auch mit heilig feierlicher, gemessener Gebärde — dem Diakon zu seiner Rechten um den Hals. Der verläßt nun auch die Stätte seines Dienstes und hat keine Ruhe, bis er dem untenstehenden Subdiakon die gleiche Umarmung erwiesen hat.

Man kann den Sinn dieses „Friedenskusses“ (wie die Liturgie ihn nennt) nur begreifen, wenn man weiß, daß das, was wir heute noch sehen, nur ein Rest der alten Vollgestalt dieser Zeremonie ist. Der Friedenskuß vor der Kommunion war einst etwas, was nicht nur den Chor, sondern auch das ganze weite Schiff erfaßte. Nicht nur der Priester am Altar, auch die Gläubigen im Schiff, so wie sie dastanden, die Männer für sich und die Frauen für sich, umarmten einander im heiligen Kuß des Friedens.

Man braucht nur einen Augenblick lang zu überlegen, an welcher Stelle der heiligen Feier seit alters dieser Friedenskuß des Volkes und der Priester steht, daß es der Auftakt zur Kommunion ist, dann begreift man seinen wunderbaren, auch heute noch gültigen und wichtigen Sinn. Jeder im Gotteshaus sollte es spüren, daß das heilige Geheimnis der Liebe Christi, zu dem er nun wieder einmal eingeladen war (und kam!), nicht nur das Geheimnis tieferen Hineinwachsens in Ihn ist, sondern zugleich das Geheimnis tieferen Zusammenwachsens mit den Brüdern und Schwestern in Ihm: als Tisch- und als Brudermahl hat es der Herr ja eingesetzt. Schon über dem irdischen Tisch und Mahl liegt bei gesitteten Menschen die Stimmung herzlichen Einander-Zugetanseins. Um wieviel mehr muß sie über dem Tisch liegen, an dem die Liebe sich zu uns neigt, die uns zu Brüdern und Schwestern gemacht hat in ihrem Blut!

Das war der tiefe Gedanke, den die Liturgie der alten Kirche dem Gläubigen ins Gedächtnis rufen

wollte, wenn sie ihn hieß, vor jedem Kommuniongang den Nachbar zu umarmen, wer immer es war, ob hoch oder niedrig, ob sympathisch oder unsympathisch. „Wir, die wir an diesem einen Tisch essen werden, können einander nicht gleichgültig sein: Wir sind ja Brüder und Schwestern, Familie Gottes, zum heiligen Familientisch gerufen. Was immer zwischen uns gestanden haben mag, Haß oder Hader, Unstimmigkeit oder Gleichgültigkeit, muß nun verstummen, nun ist die Stunde des Friedens. Nun ist die Stunde, da wir von ganzem Herzen Ernst machen mit dem Einander-Lieben, so wie Er uns geliebt hat.“

Ich bin mir selbstverständlich klar darüber, daß man den Friedenskuß des Volkes nicht wieder einführen kann, unser anders gewordenes Empfinden sträubt sich zu sehr dagegen. Um so wichtiger ist es, daß wenigstens der Friedenskuß der Priester am Altar sich als letzter Ausdruck eines großen und tiefen Gedankens gehalten hat. Er müßte jedesmal so etwas wie eine Gewissensforschung für uns sein über den Geist unseres Kommunizierens. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich meine, es gäbe nicht wenige brave und wohlmeinende Katholiken, die bei ihrem häufigen und frommen Kommunizieren so ganz im stillen und ohne, daß sie sich das selber zugeben, denken: „Die Leute rundherum stören mich nur in der Andacht, mit der ich meinen Heiland empfangen möchte. Am liebsten wär's mir, wenn ich ganz allein und ganz still für mich kommunizieren könnte.“ Wer so dächte, der hätte noch nicht begriffen, wie tief

„die Leute rundherum“ zu diesem Geheimnis dazugehören, das der Herr als Brudermahl und Tischgemeinschaft eingesetzt hat. Dem täte es gut, wenn er beim Friedenskuß der Priester im nächsten Hochamt einmal wirklich und ernstlich sein Gewissen erforschte, ob noch etwas vom Geist der alten Christen in ihm ist, die vor ihrem Kommuniongang den Nachbar umarmten, oder ob er sich langsam zur Schar der „frommen Egoisten“ gesellt hat, die sagen: „Was gehen mich all die fremden Leute an! Wenn ich nur meinen Heiland habe!“

Das müßte überhaupt der Prüfstein alles häufigen Kommunizierens sein, nicht, ob es uns jedesmal mit himmlischen Wonnen erfüllt (das liegt nicht in unserer Hand), nein, ob es uns langsam, langsam ein klein wenig selbstvergessener, gütiger, herzlicher, liebevoller macht zu den Menschen rings um uns. Denn „daran soll man erkennen, daß wir Seine Jünger sind“, und es an Seinem Tisch noch mehr geworden sind, „daß wir einander lieben“.

22. Warum rufen wir zu Beginn der Messe neunmal um das Erbarmen des Herrn?

Wenn du je Meßdiener gewesen bist, lieber Leser, wirst du dich sehr wohl erinnern, wie scharf man gleich an dieser Stelle aufpassen mußte, daß nicht schon beim ersten heiligen Zwiegespräch mit dem Priester alles drunter und drüber ging.

Man durfte beileibe nicht immer nachsprechen, was der Priester gesagt hatte, sondern mußte sich blindlings an seine „Dienstvorschrift“ halten: einmal Kyrie, zweimal Christe und noch einmal Kyrie eleison, und das letzte Kyrie eleison mußte man schließlich hübsch dem Herrn Pfarrer überlassen; darauf wollte er für die Welt keine Antwort mehr haben (vermutlich habt ihr euch auch den alten, boshaften Meßdienerschertz erzählt, hier liege der Hauptgrund, warum die Mädchen nicht Meßdiener werden können; weil es ihresgleichen zu hart ankäme, allmorgendlich jemand anderem das letzte Wort zu lassen). Wahrscheinlich ist diese „Dienstvorschrift“ mit ihrer kuriosen Verteilung von Kyrie eleison und Christe eleison dir damals ziemlich „spanisch“ vorgekommen; aber eine Hexerei war das nicht. Neun Rufe stehen an dieser Stelle im Meßbuch, dreimal Kyrie eleison, dreimal Christe eleison, dreimal Kyrie eleison. Wenn diese neun Rufe, statt nach dem ursprünglichen Plan, wie er beim Hochamt noch gilt, alle nacheinander vom Chor gesungen werden, im Wechselgebet zu sprechen sind, ist es klar, daß die ungeraden Nummern (also damit auch die Nr. 9) auf den fallen, der anfängt, d. h. den Priester, und die geraden Nummern (also das erste und dritte Christe eleison, die ja die Nummern 4 und 6 haben) auf den, der antwortet, d. h. auf den Meßdiener oder auf die mitbetende Gemeinde. Aber als Erwachsener wirst du nicht mehr bei dieser technischen Frage stehen bleiben wollen, wie es richtig gemacht werden muß: du wirst nun fragen, warum es eigentlich so und nicht anders gemacht wird, warum zu Beginn der Messe

ausgerechnet neunmal das Erbarmen des Herrn angerufen werden muß.

Auf diese Frage gibt es eine Antwort, die im Katechismus gestanden hat und schon mehr als tausend Jahre alt ist. Sie sagt, diese Neunzahl habe etwas mit der Heiligsten Dreifaltigkeit zu tun. Die ersten drei Rufe seien an Gottvater, die drei nächsten an Gottsohn und die drei letzten an den Heiligen Geist gerichtet. So schön und so ehrwürdig diese Antwort ist, so wissen wir doch heute, daß man diesen Gedanken von der Heiligsten Dreifaltigkeit erst später in das Kyrie hineingelegt hat. Ursprünglich war es anders gemeint, nämlich als neunmaliger Christusruf, und davon hat wieder einmal nichts im Katechismus gestanden.

Die Erbarmungsrufe am Anfang der Messe sind der Rest einer uralten Litanei, bei der der Priester die großen Anliegen der Christenheit und der Gemeinde einzeln nannte, die Bekehrung der Heiden und Juden, die Rückkehr der Getrennten, den Trost der Betrübten, den Segen der Erde, und über jedem dieser Anliegen rief das versammelte Volk mit dem griechischen Ruf: Kyrie eleison (diese Art Litaneien hatte ihre Heimat im Osten) das Erbarmen Christi herab. Bei den alten Litaneien war das überhaupt ganz gewöhnlich, daß sie sich an Christus richteten. Als dann später das Ausrufen der Anliegen (leider!) wegfiel und nur die Volksantworten blieben, wollte man für sie eine runde Zahl haben und wählte die beliebte Neun. Sie gab zugleich die

Möglichkeit, ein bißchen Abwechslung in das immergleiche Kyrie-Rufen zu bringen, ohne die Symmetrie zu stören. Bei den drei mittleren Rufen konnte man den Heiland statt mit dem griechischen „Kyrie“ mit dem lateinischen „Christe“ anrufen: dann waren drei Christe-Rufe von je drei Kyrie-Rufen eingerahmt.

Das also ist der Sinn des neunmaligen Erbarmungsrufes zu Beginn der Messe, daß wir gleich zu Anfang der heiligen Feier alles, was uns und unsere Familie und besonders die große Gottesfamilie der Kirche, mit der wir uns ja hier versammelt haben, an Anliegen und Nöten drückt, „auspacken“ und über aller Not der Welt und der Seelen das Erbarmen Christi herabrufen dürfen. Weil dieser Ruf zunächst einmal die Not der anderen meint, der Heiden und Juden und Getrennten, der Bedrängten und Notleidenden (wir selber kommen mit unserer eigenen Not bescheiden zuletzt), heißt es, wenn man ihn richtig aus dem Griechischen übersetzt: „Herr, erbarme dich“; von dem „unser“, das unsere Meß- und Gebetbücher an dieser Stelle meist noch anfügen, steht kein Wort da. (Deshalb ist es richtig, daß wir jetzt auf dem Friedhof, wenn wir für den Verstorbenen und seine Angehörigen beten, dem Priester auch mit „Herr, erbarme dich“ antworten.)

Das Schönste aber an diesem Erbarmungsruf zu Anfang der Messe ist, daß er so rasch erhört wird. Nur wenige Augenblicke, nachdem er verklungen ist, tritt ja der Herr, nachdem wir gerufen haben, in unsere Versammlung hinein, um

das Werk seiner Erbarmung zu erneuern; wie einst am Kreuz breitet er vom Altar erbarmend seine Erlöserhände aus über aller Menschen Not. Ich könnte mir sehr wohl denken, daß einer, genau so gut, wie die Meßgebete das Agnus Dei aus dem Gloria nach der Wandlung wiederholen, still für sich nach der Wandlung auch das Kyrie eleison wiederholen würde:

Für die heilige Kirche will ich beten und für die, die noch nichts von ihr wissen oder nichts von ihr wissen wollen:

Herr, erbarme dich!

Für die Notleidenden in dieser Pfarrei will ich beten, die Armen, die Kranken, die Bedrängten, die Sünder:

Herr, erbarme dich!

Für mein kleines Töchterchen will ich beten: es ist so krank:

Herr, erbarme dich!

23. Warum wird dem Täufling am Kirchentor Salz auf die Zunge gelegt?

Das wird dir als einigermaßen merkwürdig aufgefallen sein, wenn du einmal einer Taufe beigewohnt hast, daß der Priester bald nach dem Beginn der heiligen Handlung dem Täufling ein paar Körnchen geweihtes Salz auf die Zunge legt: eine Zeremonie, von der meistens auch das

kleine Menschenwesen selbst sich höchst befremdet zeigt und das auf seine Weise zu verstehen gibt.

Das Tauf-Salz ist natürlich ein Sinnbild, ein sehr vieldeutiges sogar. Ich möchte aus den vielen Bedeutungen eine herausgreifen, an die man seltener denkt, die aber von den altchristlichen Zeiten, die unsere Zeremonie geschaffen und am erwachsenen Taufbewerber vorgenommen haben, wenn er in das Katechumenat eintrat, sicher mitgemeint war.

Du hast gewiß schon gehört (oder vielleicht in einem der beiden Kriege selbst erlebt), daß es auf dem Balkan weltverlorene Dörfer gibt, in denen noch heute die Hausfrau dem Fremden mit Brot und Salz an die Schwelle des Hauses entgegengeht. Erst wenn der Ankömmling ein erstes Mal von diesem Brot und Salz des Gastgebers gekostet hat, genießt er in seiner Familie, in seinem Haus und an seinem Tisch das heilige Recht des Gastes. (Unsere Vorfahren, die vielleicht einen ähnlichen Brauch hatten, wollten solch einem Gast allerdings, mißtrauisch wie sie waren, erst trauen, wenn sie — wie wir heute noch sagen — „einen Scheffel Salz mit ihm gegessen hätten.“)

Hier am Kirchentor wird auch ein „Fremder“ in eine Familiengemeinschaft aufgenommen, in die größte und stolzeste, die es gibt auf der Welt. Im Namen dieser heiligen Familie Gottes, der Kirche, kommt der Priester ihm nach Urväterbrauch mit Salz ans Kirchtor entgegen und läßt ihn davon essen.

Wer genau zuhört, kann es heute noch deutlich feststellen, daß die Salzspende bei der Taufe tatsächlich auch in diesem Sinne gemeint ist. Oder wie wäre es sonst zu erklären, daß der Priester ausgerechnet, nachdem er das Salz gereicht hat, den Neuankömmling mit dem feierlichen Friedensgruß begrüßt und zu ihm sagt: Pax tecum! Der Friede sei mit dir! Und was er dann unmittelbar nach der Salzspende betet, geht ganz in derselben Richtung. Laß diesen Fremdling hier, so etwa sagt er dem Sinne nach, nachdem er Gast geworden ist, bald mit den Kindern des Hauses am heiligen Tisch des Hauses sitzen. Das war einst ein sehnsüchtiges Voraufschauen nach dem Gipfel, dem der lange und mühselige Katechumenatsweg entgegenführte, nach der seligen Osternacht, in der der junge Christ, eben getauft, zum ersten Male volles Gastrecht am heiligen Tisch der Kinder des Hauses haben würde. Heute denken wir bei diesem Gebet an den fernen Weißen Sonntag, an dem auch unserem „Taufbewerber“ das gleiche Glück zuteil werden wird. „Gott unserer Väter, Gott, Du Urgrund aller Wahrheit, wir flehen Dich an und bitten Dich: Blicke gnädig herab auf diesen Deinen Diener und laß ihn, der nun dieses erste Salz gekostet, nicht lange mehr hungern nach Sättigung mit der himmlischen Speise!“

Verstehst du jetzt, was das Körnchen Tauf-Salz, das du den Priester auf die Zunge des kleinen Täuflings legen siehst, dir, dem schon so lange Getauften, für eine Predigt halten will? Auch dir ist so einmal Heimatrecht in der Familie

Gottes und am Familientisch der Kinder Gottes geschenkt worden. Du brauchst nicht zu „hungern nach Sättigung mit himmlischer Speise“. Allzeit ist dir der heilige Tisch gedeckt. Ob du das alles doch nicht ein bißchen arg gedankenlos hinnimmst, als ob es eine selbstverständliche Anstandspflicht des lieben Gottes gewesen sei, dich als Kind gläubiger katholischer Eltern auf die Welt kommen zu lassen? Mußt du dich nicht eigentlich schämen, wenn du einem Konvertiten zuschaust, der „nur“ das gefunden hat, was du von Kindheit an besitzt, und sich trotzdem nicht fassen kann vor Freude und Dankbarkeit? Meinst du nicht auch, wir alle müßten ein klein wenig froher, ein klein wenig dankbarer dafür werden, daß Gottes unbegreifliches Erbarmen uns — — wahrhaftig ohne unser Verdienst — in die Haus- und Tischgemeinschaft der Kinder Gottes berufen hat?

24. Warum wird ein Neugetaufter auf dem Scheitel gesalbt?

Wer jemals aufmerksam dem Ritus einer Taufspendung gefolgt ist, der muß beobachtet haben, daß der Priester im Verlaufe der Zeremonien, mit denen das Taufgeschehen selbst umgeben ist, den Täufling zweimal mit heiligem Öl salbt: einmal vor dem eigentlichen Taufakt in der Halsgrube und im Nacken, das andere Mal nach dem Taufakt auf dem Scheitel. Auf den ersten Blick könnte einer meinen, diese beiden Salbungen gehörten zueinander und meinten im Grunde

dasselbe. In Wirklichkeit muß man sie scharf auseinanderhalten; denn sie sind so verschieden, daß sie sogar — wer ganz gut aufgepaßt hat, muß es gemerkt haben — mit verschiedenen heiligen Ölen gespendet werden. Bei der Salbung vor der Taufe nimmt der Priester Katechumenenöl, bei der nach der Taufe den vornehmeren heiligen Chrisam (dem bei der Weihe im Dom am Gründonnerstag vom Bischof etwas Balsam beigefügt worden ist, und der auch bei der Spendung der heiligen Firmung gebraucht wird).

Die erste Salbung auf Brust und Rücken erinnerte den antiken Menschen unwillkürlich an Sportplatz und Ringkampf und mahnte ihn, nicht zu vergessen, daß das Leben eines Getauften ein ununterbrochener Kampf wider Satan ist, der mit aller Gewalt versuchen wird, zurückzukommen in „das mit Besen gereinigte und geschmückte Haus“ (Lk. 11,25).

Die Scheitelsalbung meint etwas anderes und noch Wichtigeres. Auf dem Scheitel hat man seit alters die Priester und Könige gesalbt. Auf einem Bild in unserer alten Ecker-Schulbibel war der Prophet Samuel zu sehen, wie er den jugendlichen David zum Könige salbt und das Horn mit Öl über dem Haupt des knienden Knaben (den man von der Weide hat rufen müssen, er hat seinen Hirtenstecken noch in der Hand) ausgießt. Wenn jemand in der Bischofsweihe die Fülle des Priestertums empfängt, wird ihm gleichfalls noch heute das Haupt gesalbt.

Aber wie paßt eine solche Zeremonie denn zur Taufe, bei der man doch nicht Bischof, sondern

ein ganz gewöhnlicher Christ wird? Sie paßt viel besser, als es auf den ersten Blick aussieht. Sobald wir nur ein klein wenig nachdenken über die Würde eines „ganz gewöhnlichen Christen“, spüren wir das. Dieses Kind hier ist doch soeben, als das heilige Wasser über sein Köpfchen floß und die heiligen Worte über ihm gesprochen wurden, nach dem Wort des Heilands in aller Wahrheit und Wirklichkeit ein zweites Mal geboren worden „aus dem Wasser und dem Heiligen Geist“. Es ist ein lebendiges Glied am geheimnisvollen Leibe Christi geworden. Christi heiliges Osterleben ist ihm unsichtbar, aber in aller Wahrheit und Wirklichkeit zugeströmt und mit diesem Leben etwas von Christi königlicher und priesterlicher Würde. Jeder Getaufte trägt etwas an sich vom königlichen Adel der „Familie“, in die die Taufe ihn eingliedert hat. Er darf zum eingeborenen Sohne Gottes „Bruder“ sagen und zu seinem himmlischen Vater „Vater unser“. Jeder Getaufte trägt ferner etwas an sich von der priesterlichen Würde Christi; denn er hat von nun an das heilige Recht, am wunderbaren Christusgeheimnis des Altares, zwar nicht verwandelnd wie der Amtspriester, aber doch mitdarbringend und empfangend, als lebendiges Glied des ewigen Hohenpriesters teilzunehmen. Es ist richtig, daß das unmündige Kind dieses Recht vorerst noch nicht ausüben kann, aber viele Jahrhunderte lang hat man ihm nach der Taufe zum Zeichen seiner neuen Christenwürde ein Tröpfchen vom Heiligen Blut aus dem Kelch auf die Zunge gegeben, und es gibt heute noch Kirchen, in denen trägt man nach einem alten

Brauch jedes neugetaufte Kind dreimal feierlich um den Altar, damit jeder sieht, daß es von heute an Heimatrecht am Altare Christi hat.

Deshalb also wird das neugetaufte Kind mit heiligem Chrisam auf dem Scheitel gesalbt, damit alle sehen: Es hat als Glied Christi Anteil erhalten an Christi königlicher und priesterlicher Würde im gleichen Heiligen Geiste, mit dem er gesalbt war, den wir „den Christus“, d. h. „den Gesalbten“, nennen. Wenn der heilige Ambrosius seinen (erwachsenen) Neugetauften die Scheitelsalbung erklärte, sagte er ganz einfach: „Wir alle werden in der Gnade des Heiligen Geistes zum Königtum gesalbt und zum Priestertum.“

Wir spüren, was für eine wichtige Predigt dieser kleine Scheitelsalbungsritus uns gedankenlosen Christen halten will, die wir so gar nichts Besonderes mehr in unserem Christsein sehen, die wir so herzlos unser Vaterunser herunter sagen, die wir so achtlos am Sonntag zum Altare Christi kommen: die Predigt, die der heilige Papst Leo der Große einmal in das Wort zusammengefaßt hat: Christ, erkenne deine Würde!

25. Warum wird dem neugetauften Kind ein weißes Kleid gereicht?

Die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer. Sie würde uns allen auf der Zunge liegen, wenn wir einer Erwachsenentaufe in der wiedergeschenkten Osternacht irgendwo in den Missionen beiwohnen könnten und die Neugetauften in

weißen Gewändern zu ihrer ersten heiligen Messe und heiligen Kommunion in das Gotteshaus einziehen sähen. Das äußere lichte Gewand ist ein Zeichen des geheimnisvoll-unsichtbaren Lichtgewordenseins im Herrn, eine Mahnung, so behutsam mit dem göttlichen Geschenk dieser Stunde umzugehen, wie man mit einem blütenweißen Gewande umgeht. So sagt denn auch der Priester im Augenblick der Überreichung: „Empfange das weiße Kleid und bringe es makellos vor den Richterstuhl unseres Herrn Jesus Christus, auf daß du das ewige Leben habest!“

Aber da ist eine andere Schwierigkeit. Wer zum letzten Male vor zehn oder zwanzig Jahren einer Taufe beigewohnt hat, kann sich mit dem besten Willen nicht erinnern, daß er gesehen hätte, wie man dem Kind ein weißes Kleid überreicht hat. Er kann das auch nicht gesehen haben; denn dieser ganze wunderbare Ritus war auf einen traurigen Rest zusammengeschnitten. Der Priester pflegte an dieser Stelle dem Kind die weiße (und zuweilen vom vielen Taufen nicht mehr ganz weiße) Taufstola aufzulegen. Aber das ist inzwischen gottlob in den allermeisten Kirchen anders geworden. Nachdem die Begleitworte nun endlich für alle Anwesenden verständlich in der Muttersprache gesprochen werden, wäre es ja auch doppelt merkwürdig, zu dem neugebauten Kind zu sagen: „Empfange das weiße Kleid“ und ihm dabei für einen Augenblick das Stola-Ende aufzulegen. Viele Kirchen besitzen heute ein eigenes, mit Taufsymbolen schön gesticktes, festliches Taufkleid, das der Priester an

dieser Stelle über dem Taufkind ausbreitet. Noch schöner ist es allerdings — und auch das hat sich schon vielerorts unter dem Einfluß rühriger Mädchenjugend durchgesetzt —, wenn das Taufkleid der Familie gehört, die selbstverständlich für alle ihre Kinder das gleiche verwenden kann. Nur sollte dann die Mutter die Namen aller, die es getragen, und den Tag, an dem sie es getragen, am unteren Rande einsticken, damit es ein richtiges, religiöses Familienkleid wird, ein Mahner zu dankbarer Tauferinnerung, jedesmal wenn es später ehrfürchtig hervorgeholt und behutsam von Hand zu Hand gereicht wird. Das gleiche gilt übrigens von der familieneigenen Taufkerze, ja, für sie kommen sogar Tage, an denen sie wieder in den Dienst gestellt wird: die jährliche Feier der Osternacht, Primiz- oder Probe- oder Hochzeitstag und schließlich der Sterbetag.

Beim familieneigenen Taufkleid muß man allerdings einen Fehler vermeiden, den viele gutmeinende Mütter machen. Sie meinen, mit dem Taufkleid sei es so ähnlich, wie mit dem Brautkleid. So wie man eine Braut für den Gang zum Traualtar zurechtmacht und ihr das Brautkleid anlegen hilft, so mache man eben ein Taufkind zurecht für den Gang zur Taufe und lege ihm sein Taufkleidchen an. Das klingt ganz vernünftig und ist doch ganz verkehrt. Das Taufkleid ist ein Sinnbild der empfangenen Taufe und wird als solche innerhalb der Tauf liturgie nach der eigentlichen Taufspendung feierlich vom Priester dem Neugetauften überreicht.

Es geht wirklich nicht gut, daß das kleine „Heidenkindchen“, das man in die Kirche hineinträgt, bereits ein Gewand trägt, das den Glanz der empfangenen Taufnade bedeutet.

Wenn es also richtig gemacht wird, hat die Patin beim Gang zur Kirche das Taufkleid auf dem Arm. An der betreffenden Stelle überreicht sie es dem Priester, daß er es auflegt, und hilft ihm, die Ärmel über die Ärmchen des Kindes zu ziehen. (Am besten ist das Kleid so eingerichtet, daß es dann nach der Taufe nur noch rückwärts zugemacht zu werden braucht.) Das Taufkind soll schon rein äußerlich anders heimkommen, als es gegangen ist, damit es um so lebendiger allen zum Bewußtsein komme, welch wunderbarer innerlicher Wandel mit ihm vorgegangen, wie es innerlich weißgewaschen ist im Blute des Lammes. Wenn man der wartenden Mutter daheim ihr Neugetaufte in die Arme legt, dann soll sie nicht nur im Glauben wissen, sondern im äußeren Zeichen sehen, welch ein unnennbares Geheimnis im Herzen ihres Kindes vorgegangen, in welchen Glanz es eingetaucht worden ist.

Wer das einmal in der richtigen Form erlebt hat, wundert sich nicht, daß diese mütterliche Begrüßung des im Taufkleid heimkehrenden Täuflings in alten Zeiten so etwas wie ein letztes Stück feierlicher Tauf liturgie war, durch Brauch und Herkommen streng geregelt. Wer das Kind hereinbrachte, mußte sagen: „Einen Heiden haben wir fortgetragen; einen Christen bringen wir dir wieder“, und erst in diesem Augenblick gab die

Mutter dem kleinen Menschen- und Gotteskind, das man ihr in den Arm gelegt hatte, ihren ersten Mutterkuß.

Ich könnte mir gut denken, daß einer Mutter, die das alles richtig angeordnet und mit wachem Herzen miterlebt hätte, nachher, wenn die Taufgesellschaft sie mit dem leise atmenden jungen Christen neben ihr allein gelassen hat, unwillkürlich noch einmal das Wort auf die Lippen käme, mit dem die große Mutter Kirche ihrer beider Kind das Taufkleid überreicht hat: „Ja, das wünsche und erbete ich dir an diesem deinem Taufstag von ganzem Herzen, mein Kind, bringe makellos vor den Richterstuhl unseres Herrn Jesus Christus, was du heute empfangen, auf daß du das ewige Leben habest!“

26. Warum wird eine Mutter nach der Geburt „ausgesegnet“?

Trier, am Lichtmeßtag.

Sehr geehrte Frau G.!

Das war eine vernünftige Idee von Ihnen, diese viele Mütter bedrängende Warumfrage einmal „an die richtige Stelle“ (wie Sie schreiben) einzusenden, und Sie brauchen sich wirklich nicht lang und breit wegen Ihrer angeblichen „Aufdringlichkeit“ zu entschuldigen, jeder verständige Professor wünscht sich ein paar Dutzend solcher „aufdringlicher“ Briefschreiber und Briefschreiberinnen in Sachen seines Faches.

Ich muß Ihnen sogar das Kompliment machen, daß Sie eine sehr verständige Frage gestellt haben. Es gibt nämlich kaum eine Zeremonie der katholischen Liturgie, über die so viele falsche und schiefe Anschauungen in den Köpfen herumspuken wie gerade über die sogenannte „Aussegnung“, und Sie sind bestimmt nicht die einzige junge Mutter, die bei aller sonstigen Frömmigkeit gestehen muß, daß sie dieser Zeremonie nur mit „einem gewissen Unbehagen“ entgegen sieht.

Hinter diesem Unbehagen steht eine bestimmte Auffassung von der „Aussegnung“. Sie deuten sie in ihrem Briefe an, und ich bin überzeugt, daß sehr viele Mütter sie bewußt oder unbewußt ähnlich haben. Ich kann Ihnen nur sagen, daß sie durch und durch falsch ist. Die Kirche kann sich doch nicht selber ins Gesicht schlagen. Sie lehrt doch, daß die Ehe heilig ist und ein Sakrament.

Der Sinn der Zeremonie ist ganz einfach der: Die Mutter macht ihren ersten Gang mit ihrem neugeborenen und neugetauften Kind auf dem Arm zum Gotteshaus, um zu danken. (Sie schauen mich erstaunt an.) Jawohl, das Kind gehört dazu wie das Jesuskind zur lieben Muttergottes am heutigen Lichtmeßtag. Im neuen Rituale steht sogar ein eigener Segen, den es nach dem Muttersegnen bekommt. Ich glaube, das brauche ich Ihnen und das brauche ich keiner Mutter des langen und des breiten zu erklären, wie das Danken gerade zu diesem Geschehen im Leben paßt.

Und wenn solch eine junge Mutter bei dem, was sie nun im Gotteshause erlebt, Augen und Ohren aufmacht, dann muß sie es an allem und jedem spüren, daß die alte Mutter Kirche heute gar nichts anderes mit ihr will, als sich mit ihr freuen und mit ihr danken. Schon, daß der Priester ihr mit der weißen Stola ans Kirchenportal entgegenkommt (so steht es im Buch, so müßte es eigentlich überall sein), ist so wunderbar feierlich. Das tut er sonst nur, wenn er den Bischof abholt. Die Kirche macht zwar gar kein Wesens und Getue um die Mutter, wie es neuerdings Mode geworden ist, aber ist dieses Sich-Aufmachen und Entgegenkommen bis ans Kirchenportal nicht eine wohlüberlegte Form der Mutterehrung? Wußten Sie übrigens schon, daß das „Ausgesegnetwerden“ ein Ehrenvorrecht der ehelichen Mutter ist? Und die Anrede, die der Priester dann an die vor ihm kniende Mutter hält, und die brennende Kerze, die er ihr reicht, und der feierliche Zug nach vorn und das Magnifikat mit den nachfolgenden eigentlichen Segensgebeten am Altar (gottlob werden sie jetzt alle deutsch gebetet, daß man sich nicht wer weiß was darunter vorstellt) — alles spricht von nichts anderem als von dankbarer Freude. Ich brauche Ihnen nur drei kleine Sätzchen aus dem Segensgebet hierherzuschreiben: „Schau her“, so redet der Priester den lieben Gott an, „schau her auf Deine Dienerin! Froh ist sie in Dein Heiligtum getreten und sagt Dir Dank. Laß sie mit ihrem Kinde am Ende dieses Lebens zu den Freuden des ewigen Lebens gelangen!“

Sie sehen, sehr geehrte Frau G., das „Unbehagen“ ist wirklich unbegründet. Ja, ich könnte mir denken, daß eine Mutter, die diese Zeremonie recht verstanden hätte, die Stunden zu den kostbarsten ihres Lebens rechnen würde, in denen sie, das Herz voll Freude und Dankbarkeit, vor dem Altare Gottes knien darf, auf dem Arm das kleine, neugeborene und neugetaufte Menschenwesen, so innig vom Kerzenschimmer überleuchtet. Noch kann man (nach dem schönen Augustinuswort) nicht mit ihm von Gott reden; um so mehr muß man wenigstens jetzt, in dieser Stunde hier vor dem Altar, anfangen, unaufhörlich mit Gott von ihm zu reden. Und was könnte dieses mütterlichen Betens letzter Schluß anderes sein, als daß man immer wieder der mütterlichen Kirche nachspricht: „Laß mich mit meinem Kinde am Ende dieses Lebens zu den Freuden des ewigen Lebens gelangen.“

Ein Unbehagen allerdings soll bei Ihnen und bei allen, die diesen Brief gelesen und verstanden haben, nicht aus-, sondern einziehen, das Unbehagen bei dem häßlichen und mißverständlichen Wort „Aussegnung“. Ich habe es nur gebraucht, weil es so in Ihrer Frage stand, und ich habe es wohlweislich jedesmal in „Anführungszeichen“ gesetzt. Der Himmel weiß, wer es aufgebracht hat. Der kirchliche Name ist es, wohlgemerkt, nicht; der heißt in allen liturgischen Büchern: *Benedictio mulieris post partum*, d. h. „Segen über eine Frau nach der Geburt“. An vielen Orten hat man in den letzten Jahren noch einen schöneren Namen für

diese schöne Zeremonie gefunden. Ich meine, mit ihm sollten wir sie in Zukunft nur noch nennen. Es ist ganz einfach der Muttersegen, den sich eine Frau vom Priester erbittet, wenn sie zum ersten Male mit ihrem neugeborenen und neugetauften Kinde zum Gotteshause kommt.

Wissen Sie übrigens, daß die Kirche einen anderen, fast noch schöneren Muttersegen bereithält für die hoffende Mutter? Verzeihen Sie, wenn mein Brief Ihnen zum Schluß noch eine kleine „Vorlesung“ über diesen Muttersegen vor der Geburt hält. Es ist so schade, daß die meisten, auch die gut katholischen Mütter von diesem Schatz, den die Kirche für sie bereithält, nie etwas gehört haben.

Sie werden sich denken können, was die Kirche der werdenden Mutter in diesem Segen erfleht. Sie ist ja selber eine Mutter, die viele tausend und tausend Kinder getragen hat. Sie weiß, wie es der jungen Tochter zumute ist, die da zu ihren Füßen segensflehend niedergekniet ist, und sie hilft ihr um das eine beten, um das all ihr Sinnen und Trachten, ihr Bangen und Hoffen in diesen Wochen kreist, um eine glückliche Geburt.

Aber ihr Beten bleibt nicht bei diesem mütterlichen Grundanliegen stehen. Mit festen Schritten geht es weiter und tiefer. Sie weiß, daß alle noch so glückliche Ankunft am vielgepriesenen „Licht der Welt“ diesem kleinen Menschenwesen da im dunklen Mutterschoß nichts nützen kann, wenn ihm nicht eine andere, eine unvergängliche Sonne rettend aufgeht. So betet sie in einem

Atemzug um ein glückliches Geborenwerden und um ein glückliches Gelangen zum heiligen Quell der Taufe: „. . . damit die Frucht ihres Leibes durch den Beistand Deiner barmherzigen Hand glücklich ans Licht komme und für die heilige Wiedergeburt der Taufe erhalten bleibe.“

Aber wissen Sie, was mir immer als das Ergreifendste an diesem ersten Muttersegen vorgekommen ist, den die mütterliche Kirche ihrer hoffenden Tochter spendet? Daß man ihren Worten deutlich anmerkt, daß auch sie schon heute — wehen Herzens — daran denkt, wie nach unerbittlichem Gesetz die jetzt noch so innig verbundenen Wege dieser beiden Menschenwesen weiter und weiter auseinandergehen werden, wie auch dieses Kind langsam, aber unaufhaltsam fortwandern wird vom Herzen und von der Brust und von den Knien und aus der Kammer der Mutter, um seine eigenen, Gott weiß wie dunklen, wie verschlungenen Wege zu gehen. Über all diesen Wegen breitet die Mutter Kirche schon heute segnend ihre Hände, flehend, daß sie am Ende wieder mit denen der Mutter zusammenfinden, daß sie mit ihnen münden mögen in das heilige, immerwährende Licht. Ich muß Ihnen den Ausklang des Muttersegens vor der Geburt hierherschreiben, groß und schlicht, wie er ist, unmerklich von der Einzahl in die Zweizahl übergehend: „Rette sie beide, allmächtiger Gott, und schenke ihnen Dein immerwährendes Licht!“

Ich hoffe, sehr geehrte Frau G., wenn es soweit ist, daß Sie mit dem Kindlein unter ihrem Herzen still in der Sakristei und dann später mit

demselben Kinde auf dem Arm öffentlich am Altar vor der segnenden Mutter Kirche niederknien dürfen, werden Sie es an Ihrer eigenen Freude spüren, daß Ihr Fragen und mein Antworten über den Muttersegen (den vor und den nach der Geburt) nicht umsonst gewesen ist. Diese Freude wünscht und erlebt Ihnen und allen Müttern, die diesen Ihren Brief mitlesen, von ganzem Herzen

Ihr

Professor Fischer.

27. Warum zeichnet der Bischof dem Firmling ein Kreuz auf die Stirn?

Als wir der Kirche zum ersten Male in unserem Leben begegneten, da war dies das erste, was sie mit uns tat: durch die Hand des Priesters zeichnete sie uns am Beginn der Taufzeremonien noch am Kirchentor das Zeichen des heiligen Kreuzes auf die Stirn. Besitzergreifung wollte dieses Kreuzzeichen bedeuten. So wie ein antikes Haus über der Tür den Namen seines Besitzers trug, so sollten wir unser Leben lang auf unserer Stirn das Siegeszeichen dessen tragen, der uns im Geheimnis der Taufe zu seinem Eigentum erworben hat. Das Kreuzzeichen machen hieß für den alten Christen nichts anderes als dieses Besitzzeichen immer wieder mit eigener Hand erneuern: denn sich bekreuzen hieß damals noch so viel wie sich mit dem Daumen das Kreuz auf die Stirn zeichnen. Erst später hat man

sich daran gewöhnt, an dieses erste Kreuz noch ein zweites und drittes auf Mund und Herz anzuschließen.

Was wir dann bei der Firmung erlebten, war im Grunde die gleiche Zeremonie, und doch spürten wir: Hier hatte sie einen anderen Rang und einen anderen Sinn. Hier war es die Hand des Bischofs, die das Kreuz zeichnete, und sie zeichnete es mit dem vornehmsten der drei heiligen Öle, mit Chrisam. Aber noch mehr: Was bei der Taufe zum Rahmenwerk gehörte und im Notfall hätte fehlen können, war hier unerläßlicher Wesensbestandteil des Sakraments.

Mit dem neuen Rang verbindet sich ein neuer Sinn. Gefirmt werden heißt: in der Kraft des Heiligen Geistes zum Vollbürger im Reiche Gottes gesalbt werden, der von nun an Mitverantwortung tragen soll für das Schicksal dieses Reiches auf der Welt. Deshalb soll er das Zeichen des Gottesreiches gewissermaßen auf der Stirne tragen. Wo immer er hinkommt, soll man es ihm anspüren, daß er bekennend und werbend für den eintritt, der für uns am Kreuz starb und sterbend den Tod überwand. Wer gefirmt wird, verschreibt sich als Jünger Christi dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Stolz trägt er es auf seiner Stirn, bereit, sich unerschrocken für seinen Herrn einzusetzen.

Sage nicht, es sei Aufgabe des Klerus, sich um das Reich Gottes und die Religion zu kümmern. Nur wer die letzten Jahrzehnte auf dem Monde gelebt hat, kann solche Redensarten noch nachsprechen. Immer wieder haben die letzten Päpste

es uns eingehämmert, daß jeder getaufte und gefirmte Christ mitverantwortlich ist für das Schicksal des Gottesreiches auf dieser Welt: Im Laienapostolat sollen sich die Laien Schulter an Schulter mit dem Klerus als Diener Christi einsetzen.

Du siehst, das Firmkreuz auf deiner Stirne meint etwas, was tief in dein Leben eingreift. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, die Firmung sei die Salbung zum Laienapostolat. Was tust du, gefirmter Christ, um zu deinem Teil die Welt für den zu gewinnen, dessen Zeichen man dir auf die Stirne geprägt hat? Wie brennst du mit und wie hilfst du mit, wenn von Mission und Diaspora die Rede ist? Wo stehst du in deiner Pfarrei? Auf der Seite der Schlafenden oder bei denen, die mit den Sorgen eurer Priester mit-sorgen? Wie setzt du dich ein, wenn du merkst, daß links oder rechts von dir einem Bruder, einer Schwester der Glaube und die Liebe erkalten? Was tust du, damit in deiner Familie, in deinem Berufe, in deiner Umgebung, in deinem Lande die Gebote Gottes und das Kreuz des Herrn gelten?

Mehr als je in der Geschichte der Kirche hängt das Schicksal des Reiches Gottes heute an der Aktivität der Laien. Wir sollten von Herzen beten, daß der Geist, den wir in der Firmung empfangen, uns immer lebendiger begreifen lehrt, wozu uns Firmung und Firmkreuz aussenden wollten: daß glaubwürdige Zeugen für die Sache dessen eintreten, der in diesem Zeichen den Tod überwunden und die Welt erlöst hat.

28. Warum erhebt der Priester im Beichtstuhl vor der Lossprechung die Hand?

Nichts einfacher als das, wirst du sagen, er will das Kreuz über uns machen, da muß er doch die Hand dazu erheben. Diese Erklärung klingt zwar sehr plausibel, aber sie ist doch verkehrt. Wenn du nämlich einmal genau aufpaßt, wirst du sehen, daß der Priester die Hand nicht erst in dem Augenblick erhebt, in dem er das Kreuzzeichen über dich macht, sondern schon zu Anfang der langen Lossprechungsformel. Mit dieser Handerhebung bei der Lossprechung muß es also eine andere Bewandnis haben.

Die Gelehrten sagen uns, diese Handerhebung sei gar nicht als Handerhebung eingeführt worden, sondern sei der letzte Rest einer alten Handauflegung. Solange man zum Beichten noch offen im Chor der Kirche neben dem Stuhl des Priesters niederkniete (und das tat man durch das ganze Mittelalter), legte dieser dem Beichtkinde bei der Lossprechung die rechte Hand aufs Haupt. Als man dann nach der Reformation langsam unsere heutigen Beichtstühle mit dem Gitter zwischen Beichtvater und Beichtkind einführte (der heilige Karl Borromäus war an dieser Einführung entscheidend beteiligt), war es natürlich mit der alten Handauflegung vorbei. Das Gitter war im Weg. Weil man aber den altehrwürdigen Gestus nicht ganz fallen lassen wollte, behielt man wenigstens eine Handerhebung während der Lossprechung bei.

So gut und so notwendig die Einrichtung der Beichtstühle ist, so schade ist es, daß diese wunderbare priesterliche Gebärde ihnen zum Opfer fiel. An ihr konnte ein gläubiger Mensch noch unmittelbar ablesen, was Beichte ist, welche trostvolle und lindernde und heilende Kraft hier vom Kreuze Christi in das sündige Menschenherz strömt. Ja, die Gebärde sagte noch mehr. Unwillkürlich muß man ihr angespürt haben, daß der Priester sie nicht im eigenen Namen vollzog, sondern im Namen Dessen, von dem wir in der Bibel lesen, daß Er den Kranken und Besessenen die Hand auflegte, und sie wurden gesund (so wie man dem Bischof, der jungen Diakonen bei der Priesterweihe die Hände auflegt, anspürt, daß er so Großes nicht im eigenen Namen tut). Damit aber sagte die Gebärde der Handauflegung bei der Lossprechung das Wichtigste aus, was überhaupt über die Beichte ausgesagt werden kann.

Wer es begriffen hat, kann nie mehr an diesem so oft verkannten Sakramente irre werden. Beichten heißt im Grunde gar nicht, mit den Krankheiten der Seele zu einem menschlichen Seelenarzt kommen (einem vielleicht geschickten, vielleicht weniger geschickten), beichten heißt zutiefst immer, zu dem einen Arzt unserer Seele kommen, den die Alten den „Erz-Arzt“ genannt haben, und der unser Herz immer versteht; er hat es ja erschaffen. Davon müßten wir in unserem Innersten überzeugt und erfüllt sein jedesmal, wenn wir zum Beichtstuhl hinzutreten. Wir müßten gleichsam die Augen schließen vor allem

menschlichen „Apparat“ dieses Sakramentes und still zu uns selber sagen: „Ich will jetzt reumütig mit meiner Schuld niederknien nicht unter irgendeiner Menschenhand (im letzten Grunde ist es gleichgültig, welcher Priester mir das Bekenntnis abnimmt und die Lossprechung erteilt), sondern unter der heilenden Hand meines Erlösers.“ Und wenn unser Herz beim Niederknien noch so sehr voll Bangen und Zagen gewesen wäre, es wird uns doch jedesmal ergehen, wie es der Evangelist Johannes in der Geheimen Offenbarung von sich berichtet, als er im Gefühl sündiger Unwürdigkeit vor der Majestät des Herrn auf sein Angesicht niedergesunken war: „Er aber legte Seine Rechte auf mich und sprach: Sei ohne Furcht!“ (Geh. Off. 1, 17).

29. Warum heißt es nicht mehr „letzte“, sondern „heilige“ Ölung?

Das ist dir bestimmt schon aufgefallen, daß die Geistlichen und die geistlichen Bücher und Zeitschriften seit einigen Jahren die volkstümliche Redeweise von der „Letzten Ölung“ nicht mehr gebrauchen, sondern statt dessen betont von der „Heiligen Ölung“ reden. Warum mögen sie das wohl tun?

Weil sich mit dem unglücklichen Ausdruck von der „Letzten Ölung“ ein böses Mißverständnis verbunden und tief in den Herzen festgesetzt hat, das Mißverständnis, dieses Sakrament gehöre in den Augenblick hinein, in dem es mit einem

Menschen „am Letzten“ ist, in dem es endgültig und unwiderruflich zum Sterben geht. So ist es gekommen, daß der Name des fünften Sakraments für viele zu einem schreckhaften Begriff geworden ist, und daß eine große Zahl von Kranken und eine noch größere Zahl von unvernünftigen Angehörigen sich erst sehr spät (und oft genug zu spät) entschließen können, den Priester zur Spendung dieses Sakramentes (nach dessen Empfang man eben sterben muß) ins Haus zu rufen.

Dabei ist die Sache ganz anders, sobald man sich einmal ruhig anhört, was die Kirche selbst von diesem ihrem Sakrament sagt. Sie ist ja nicht nur die berufene Spenderin, sondern auch die berufene Deuterin der sieben am Kreuze ihres Bräutigams entsprungenen Heilsquellen. Die Kirche sieht die Heilige Ölung nicht als „Sterbesakrament“, sondern als Sakrament der Schwerkranken an. Christus hat in Seinem Erbarmen für die besonders hilfsbedürftige Situation lebensgefährdender Erkrankung ein eigenes Sakrament gestiftet. In einem besonderen Gnadenzeichen möchte er seinen schwerkranken Brüdern und Schwestern verzeihend, stärkend und tröstend die Hand reichen. Nicht umsonst hat er dieses Krankensakrament im Zeichen des lindernden und stärkenden Öles eingesetzt. Ja, er will nach der ausdrücklichen Lehre der Kirche durch dieses Sakrament auch dem Leib des Kranken geheimnisvolle Kräfte der Genesung zuführen. Gottlob kann es jetzt, seit die Gebete bei der Heiligen Ölung in der Muttersprache gesprochen werden, jeder hören, daß in ihnen

kein Wort vom Sterben steht, sondern immer nur vom Gesundwerden und vom Zurückkehren zur Arbeit die Rede ist. Gewiß ist für jeden Menschen einmal die Stunde da, in der nach Gottes heiligem, von Ewigkeit her feststehendem Willen diese gesundmachende Wirkung der Heiligen Ölung nicht eintritt. Da und nur da wird das Sakrament der Schwerkranken zum stärkenden und hinübergeleitenden Sakrament der Sterbenden.

Deshalb ist es schon gut, und es sollte dabei bleiben, daß wir dieses Sakrament nicht die „letzte“, sondern die „Heilige“ Ölung nennen. Das neue Wort soll mithelfen, daß wir endlich die unvernünftige, schreckhafte Angst vor diesem so tröstlichen Sakramente verlieren und es uns selbst und unseren schwerkranken Angehörigen zu einem Zeitpunkt spenden lassen, wo es auch seine ganze gesundmachende Kraft noch entfalten kann, ohne daß Gott dazu gleich ein ausgesprochenes Wunder wirken muß. Unser Leben lang aber sollten wir beten, daß wir in unserer Sterbestunde frühzeitig und bei vollem Bewußtsein mit diesem tröstenden Sakrament und mit der heiligen Wegzehrung gestärkt, uns aus der Verbannung aufmachen dürfen in das himmlische Vaterland.

30. Warum folgt auf die Trauung das Brautamt?

Ich weiß, es gibt Trauungen genug, auf die kein Brautamt folgt. Ja, es gibt solche, auf die mit gutem Grund kein Brautamt folgen darf: solche

nämlich, bei denen unglücklicherweise einer der Neuvermählten nicht katholisch ist. Trotzdem muß es klar bleiben, daß solche „stillen Trauungen“, auch wenn sie noch so sehr überhand nehmen und von manchen vielleicht sogar als „vornehmer“ angesehen werden, von der Kirche im Grunde genommen nur geduldet sind. Wenn du fragst, wie die Kirche sich eine Trauung wünscht, wird dir jeder Priester ohne Zögern zur Antwort geben: mit anschließendem Brautamt! Warum mag die Kirche dieses uralte Nacheinander von Trauung und Brautamt eingeführt haben, und warum mag ihr soviel an seiner Einhaltung liegen?

Die Antwort ist nicht schwer. Die Brautleute haben soeben, indem sie einander das heilige Sakrament der Ehe spendeten, gleichsam den Fuß noch zaghaft auf ein neues Ufer gesetzt. Unwillkürlich fragen sie sich, was sie als erstes auf diesem neuen Ufer gemeinsam tun sollen. Und ohne Zögern antwortet ihnen ihr christliches Herz, daß sie mit nichts Schönerem und Gütigerem ihr Eheleben beginnen können als mit der gemeinsamen Feier des Opfers Christi.

Zu wem sollten sie sich denn auch in dieser großen und zugleich bangen Stunde anders flüchten, als zu ihrem Herrn und Erlöser, der ihre Herzen füreinander geschaffen und zueinander geneigt und nun mit dem heiligen Siegel des Sakramentes verbunden hat! Bei Ihm allein ist Antwort auf das bange Fragen, das das Herz jedes ernstesten Menschen in solch einer lebensentschei-

denden Stunde bewegt. Zu Ihm allein kann man ein Wort sagen, wie es als Offertorium des Brautamtes gesungen wird und in dem alles Menschenbängen sich löst:

Auf Dich, o Herr, vertraue ich.

Du bist mein Gott:

In Deinen Händen ruhen meine Zeiten.

Von diesem Herrn und Erlöser möchten die Neuvermählten sich an der Schwelle ihres Ehelebens mit hineinnehmen lassen in Sein heiliges Opfer. — Ihr Leben lang wird ihnen dieses Opfer — zum mindesten an jedem Sonn- und Festtag von Herzen mitgefeiert — die hohe Schule ehelicher und elterlicher Liebe bleiben. Hier werden sie lernen müssen, sich immer restloser, immer selbstloser und immer lautloser wie Christus und mit Christus hineinzugeben in den heiligen Willen des himmlischen Vaters, d. h. in den heiligen Dienst aneinander und an den Kindern, die Gott ihnen schenken wird. Bis in den gewöhnlichen grauen Familientag hinein wird man diese am Altar erlernte und erbetete Kraft der Hingabe spüren müssen.

Aber ein Brautamt wäre kein Brautamt ohne die gemeinsame Kommunion der Neuvermählten. In der letzten und gültigsten Weise, die uns Christen geschenkt ist, möchten sie sich hineinnehmen lassen in die Hingabe Christi: Sie möchten miteinander, zum ersten Male als Mann und Frau, zu dem heiligen Tisch hinzutreten, an dem der Opferleib vom Altar als Speise gereicht wird.

Noch ehe die irdische Tischgemeinschaft daheim begonnen hat, wollen sie zusammen zum überirdischen Tisch der Liebe Christi hinzutreten. Auch das soll ja so bleiben ihr Leben lang. All ihr Ehe- und Familienleben soll unter dem Gesetz „von den zwei Tischen“ stehen und unter dem Gesetz vom Vorrang des heiligen Tisches. Selbstverständlich werden sie sich immer der wachsenden Gemeinschaft daheim um den Tisch freuen; selbstverständlich werden sie sich redlich plagen, daß dieser Tisch zwar kein Überfluß und Luxus, aber doch allezeit das Notwendige, und zuweilen ein bißchen mehr als das Notwendige, spendet. Aber die schönsten Stunden ihres Familienlebens werden doch erst die sein, in denen sie wieder eines ihrer Kinder zum ersten Male zum heiligen Tisch der Liebe Christi geleiten dürfen. Einmal wird dann die glückliche Zeit kommen, in der sie am Sonntagmorgen, von der ganzen Schar ihrer Kinder umringt, erst an dem heiligen Tisch niederknien, an dem sie einst ihr Ehe- und Familienleben begonnen haben, und seinen heiligen Glanz dann mitnehmen an den festlich-fröhlichen Sonntags-Frühstückstisch daheim und in Freud und Leid der kommenden Woche. Und wenn Vater und Mutter längst unter dem Rasen ruhen, werden die ins Leben hineingewachsenen Kinder zueinander sagen: „Was waren das für wunderbare Sonntage daheim, wenn Vater und Mutter mit uns kommunizieren gingen und dann daheim mit uns frühstückten in heiligem Sonntagsfrieden!“

Meinst du nicht auch, lieber Leser, wenn alle christlichen Familien das Anfangen ihres Familienlebens mit dem Brautamt so auffaßten und so sich auswirken ließen, dann brauchte es uns um den Geist freudigen Mitlebens mit der Kirche und mit ihrem Gottesdienst, den diese dreißig Christenlehren neu entzünden helfen wollen. nicht bange zu sein. Im Schoße einer solchen wahrhaft christlichen Familie atmen die Kinder ihn gewissermaßen mit der Luft ein. Im Schoße der Familie empfangen sie die ersten und wichtigsten „Christenlehren“ ihres Lebens. Niemand auf der Welt vermag ja so eindringlich und so unvergeßlich zu lehren, was im Katechismus und was nicht im Katechismus steht, wie das Herz einer wahrhaft christlichen Mutter und das Beispiel eines wahrhaft christlichen Vaters.



Inhalt des Buches

	Seite
1. Warum sind an den Kirchenwänden zwölf Kreuze aufgemalt?	5
2. Warum muß der Altar weiß gedeckt sein?	7
3. Warum haben Altarraum und Orgelempore den gleichen Namen „Chor“?	11
4. Warum gehört das Knien zum Gottesdienst?	14
5. Warum klopfen wir beim Gottesdienst zuweilen an die Brust?	17
6. Warum machen wir beim Segen das Kreuzzeichen?	19
7. Warum lehrt man die Kinder, nach dem Kommunizieren die Hände vor das Gesicht halten?	23
8. Warum halten wir jedes Jahr wieder Advent?	25
9. Warum ist die Kirchenfarbe an den Sonntagen nach Erscheinung des Herrn grün?	29
10. Warum auch heute noch Fastenzeit?	32
11. Warum wird jetzt auch Ostern in der Nacht gefeiert?	37
12. Warum ist die Pfingstwoche Quatemberwoche?	40
13. Warum fällt das Herz-Jesu-Fest immer auf einen Freitag?	43
14. Warum feiern wir die Aufnahme Mariens in den Himmel in der Erntezeit?	46
15. Warum feiern wir die meisten Heiligen an ihrem Todestag?	48
16. Warum stehen wir beim Evangelium auf?	51
17. Warum folgt auf die Predigt das Allgemeine Gebet?	53
18. Warum wird dem Opferwein ein Tröpfchen Wasser beigegeben?	57
19. Warum werden die letzten Worte des Kanons laut gesungen?	60
20. Warum soll auch im Hochamt die heilige Kommunion ausgeteilt werden?	63
21. Warum umarmen sich die Priester beim feierlichen Hochamt vor der heiligen Kommunion?	66
22. Warum rufen wir zu Beginn der Messe neunmal um das Erbarmen des Herrn?	69
23. Warum wird dem Täufling am Kirchentor Salz auf die Zunge gelegt?	73
24. Warum wird ein Neugetaufter auf dem Scheitel gesalbt?	76
25. Warum wird dem neugetauften Kind ein weißes Kleid gereicht?	79
26. Warum wird eine Mutter nach der Geburt „ausgesegnet“?	83
27. Warum zeichnet der Bischof dem Firmling ein Kreuz auf die Stirn?	89
28. Warum erhebt der Priester im Beichtstuhl vor der Lossprechung die Hand?	92
29. Warum heißt es nicht mehr „letzte“, sondern „heilige“ Ölung?	94
30. Warum folgt auf die Trauung das Brautamt?	96